Die Christliche Welt

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

46. Jahrgang 13. Februar 1932 Nummer 4

Inhalt

Sachlichkeit und Menschlichkeit . . . . . Martin Rade
Die politische Lage und der evangelische Akademiker . . . . . Otto Piper
Biblische Textkritik . . . . . Adolf Jülicher
Goethes religiöses Vermächtnis . . . . . Karl Aner
Völkische Bewegung und freie Theologie . . . . . Andreas Duhm
Der Geist der Sozialpolitik und die Wirtschaftsnot . . . . . Waldemar Zimmermann
Vom Weltprotestantismus der Gegenwart . . . . . Adolf Keller
Das Deutsche Bibel-Archiv in Hamburg . . . . . Fritz Jülicher
Erwin Eckert, die Kirche, die Kommunistische Partei Emil Fuchs
Der Nobel-Friedenspreis . . . . . Lili du Bois-Reymond
Die Eröffnung der Weltabrüstungskonferenz . . . . Adolf Keller
Der Fall Eger und die Vorgänge in Halle . . . . . Martin Rade
Die Folgen der Überschwemmung in China . . . . . Adolf Keller

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes
Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Zum Feldzug Dr. Mathilde Ludendorffs gegen das Christentum

*

Carl Anders Scharbau

Mathilde Ludendorffs Verleumdung vom Diebstahl der Evangelien aus Indien und die Wahrheit

Indologische Randbemerkungen zu Mathilde Ludendorffs „Erlösung von Jesu Christo" und „Vom neuen Trug"

Preis 1.80 Mark

Diese Ausführungen sind gegenüber der ursprünglichen Gestalt noch erheblich erweitert und ergänzt worden. Es dürfte wohl schwer fallen, gegen diese hieb- und stichfesten Ausführungen etwas Haltbares vorzubringen. *Deutsch-Ev. Korrespondenz*

Der Angriff M. Ludendorffs, der viele unsicher gemacht hat, findet in dieser ausgezeichneten Schrift eine schneidige Abwehr. Die Leichtfertigkeit ihrer Arbeitsweise und ihrer Behauptungen erfährt in dieser Schrift eine vernichtende, wissenschaftlich wohl gegründete Widerlegung. *Stuttgarter Ev. Sonntagsblatt*

Eine eingehende indologische Kritik, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Einer besonderen Empfehlung bedarf die Schrift wirklich nicht. Man möchte nur wünschen, daß von ihr besonders auch bei öffentlichen Aussprachen mit Tannenbergern — recht viel Gebrauch gemacht werde. Bis jetzt versuchen die Redner des Tannenbergbundes diese Schrift zu bagatellisieren. Welche Wirkung sie aber hat, zeigt die Tatsache, daß M. L. in „Ludendorffs Volkswarte" eine Polemik gegen den ersten Teil versuchte, das aber nicht fortsetzte. Diese Taktik des Totschweigens muß auf jeden Fall vereitelt werden, denn hier findet sich unwiderlegliches Material. *Der Reichsbote*

Leopold Klotz Verlag, Gotha

Zweites Heinrich Schütz-Fest

(Zweites Fest der neuen Heinrich Schütz-Gesellschaft, Vorsitzender Professor D Dr. Hans Joachim Moser, Berlin)

in Flensburg am 27./28. Februar 1932

Leitung: Johannes Röder

Sonnabend, 27. 2. 1932

DREI VERANSTALTUNGEN

14.30 Uhr Konzert / Orchester- und Chormusik / mit Vortrag von D Dr. Hans Joachim Moser-Berlin über Schütz und das Evangelium

16.30 Uhr Kirchenkonzert / Meister um Schütz

20.15 Uhr Kirchenkonzert / Werke von Heinrich Schütz

Sonntag, 28. 2. 1932

VIER VERANSTALTUNGEN

9.30 Uhr Festgottesdienst / Schütz, Haßler, Praetorius

12.00 Uhr Weltliches Konzert / Werke von Schütz und Zeitgenossen

16.30 Uhr Solistenkonzert/zehn sinfoniae sacrae von Schütz

20.15 Uhr Festkonzert / Große Werke für 3—5 Chöre und Orchester von Schütz, Praetorius. (650 Mitwirkende)

DAS FESTPROGRAMM enthält zum größten Teile ERSTAUFFÜHRUNGEN: u. a. fünfzehn sinfoniae sacrae, Psalmen für drei bis fünf Chöre und Orchester, mehrere doppelchörige Psalmen für a cappella-Chor von Schütz, ein dreichöriges Tedeum von Michael Prätorius, zwanzigstimmiges Halleluja für vier Chöre a cappella von H. Praetorius, Solokantaten, Orchester-Cembalo-Orgelmusik etc.

SOLISTEN: Anny Quistorp, Leipzig · Katharina Kirchheim, Berlin · Irmgard Reimann-Rühle, Berlin · Charlotte Wolf-Matthäus, Leipzig · Prof. Georg A. Walther, Stuttgart Heinz Marten, Berlin · Kurt Wichmann, Halle · Kurt Rieger, Dresden · Richard Liesche, Bremen · Kurt Utz, Mainz Gottfried Gallert, Norden.

AUSFÜHRLICHE FESTFOLGEN stehen jederzeit zur Verfügung; zu Auskünften jeder Art ist bereit der Geschäftsführende Ausschuß in Flensburg, Waitzstraße 1.

GESAMTFESTKARTE einschl. Festbuch (Dr. Alfred Heuß, Leipzig) Mk. 6.50. Festbuch einzeln Mk. 1.—

Geschäftsstelle der Neuen Heinrich Schütz-Gesellschaft Kassel-Wilhelmshöhe, Rasenallee 77 (Bärenreiter-Verlag)

Die Christliche Welt

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 4 — Gotha, 13. Februar 1932 — 46. Jahrgang

Inhalt: Sachlichkeit und Menschlichkeit [Sp. 145] — Die politische Lage und der evangelische Akademiker [Sp. 146] — Biblische Textkritik [Sp. 153] — Goethes religiöses Vermächtnis [Sp. 156] — Völkische Bewegung und freie Theologie [Sp. 160] — Der Geist der Sozialpolitik und die Wirtschaftsnot [Sp. 166] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart [Sp. 170] — Das Deutsche Bibel-Archiv in Hamburg [Sp. 174] — Erwin Eckert, die Kirche, die Kommunistische Partei [Sp. 178] — Der Nobel-Friedenspreis [Sp. 182] — Bücher und Schriften: Die theologischen Voraussetzungen der Politik (Quervain); Hitlers Weg (Heuß); Der Nationalsozialismus (Scheunemann); Christentum und Sozialismus (Barnikol); Die Bedeutung der hessischen Renitenz für die Kirchwerdung der Landeskirchen (Reinhold); Das harte Geschlecht (Vesper) [Sp. 183] — Die Eröffnung der Weltabrüstungskonferenz [Sp. 185] — Der Fall Eger und die Vorgänge in Halle [Sp. 186] — Die Folgen der Ueberschwemmung in China [Sp. 188] — Chronik [Sp. 189] — Verschiedenes: Kreuzritter; Abrüstungskonferenz (bischöfl. Methodisten; Der Weltbund für freies Christentum); Zur Geschichte des Christbaums; Valentin Bulgakow; Sprengt die Ketten! [Sp. 191] — Versammlungskalender [Sp. 192] — Anzeigen

Sachlichkeit und Menschlichkeit

Was verachtest du deinen Bruder?
Röm. 14, 10

„Wir machen zu viel aus unserer Not", hörte ich neulich sagen. Es geschah im Gedenken an heutige Predigten, die sich nicht genug tun können in Feststellung und Ausmalung von unseres Volkes Not. Nun würden die Prediger gewiß, wenn sie das unterließen, sich den Vorwurf zuziehen, daß sie nicht wüßten, was ihrer Gemeinde nottut. Aber sie sind da immer zwischen Scylla und Charybdis. Wie sollen sie sich anders die Herzen öffnen als damit, daß sie wissen, wie allen zumute ist? Und freilich soll die Predigt ihre Hörer wiederum von der Armut und Kläglichkeit ihrer Empfindungen hinwegführen. Die Einen wollen nichts lieber hören als das Lied von unseres Volkes und ihrer eigenen Not. Die Andern möchten in der Kirche am liebsten davon gar nichts hören, sondern etwas ganz Andres.

Was nun die Not betrifft, so sollte man niemals Zweierlei vergessen, wozu es keine christlichen Prediger braucht:

1. sie könnte noch viel größer sein;
2. sie kann noch viel größer werden.

Und dazu soll der christliche Prediger immer sagen: Gottes Güte ist es, daß wir nicht gar aus sind. Und einiges Weitere mehr!

*

Eine der feineren Ursachen unserer Not ist unsere endlich gewonnene Sachlichkeit. Ich denke an die Notverordnungen und das ganze System der Einschränkung und Zurückschraubung unseres öffentlichen Wesens, zu dem wir nun gediehen sind, nachdem wir — und die ganze Welt — lange genug ins Blaue hinein gewirtschaftet haben. Wie es denn — in der ganzen Welt — auch heute noch vorkommt. Bei uns hat man in Reich und Ländern jetzt begriffen, daß es gilt: zu sparen und zu streichen. Und — psychologisch ganz begreiflich — erfaßt nun die Verantwortlichen oben eine wahre Wut des Streichens. Zeit und Kraft, jeden Strich und seine Folgen bis ins Letzte zu überlegen, ist nicht vergönnt. Es geht um den Effekt. Es ist harte Notwendigkeit. Ob's genügt.

Und über dieser tapferen Sachlichkeit vergißt man die Menschlichkeit. Man muß grausam sein; es hilft nichts. Man macht aus der Grausamkeit eine Tugend. Und die läuft nun ihren Lauf bis in die elendesten Winkel sogenannter menschlicher Wohnungen. Die ausführenden Organe wissen nicht wo aus und ein; worauf soll sich der Bürodienst zurückziehn als auf die reine Sachlichkeit? Und wenn er schon sonst oft nur zu sehr vergaß, daß er es mit Menschen zu tun hatte, so weiß er sich jetzt vollends nicht anders zu retten.

Finanzwirtschaft als Retterin aus der Not! Schon gut. Warum waren wir früher so leichtsinnig, so protzig? Warum haben wir nicht sofort angefangen zu sparen, nachdem wir den Krieg verloren hatten? Wo der schlichteste Verstand sich sagen mußte, daß nach einer solchen Katastrophe es gar nicht anders ginge? Aber wir taumelten von einem Affekt in den andern, von einer Illusion in die andre.

Und nun hat den Schaden davon der Mensch. Nun triumphiert der Ernst der Sachlichkeit über die Menschlichkeit.

Wohl, es gibt noch Menschenliebe, auch in unserem Volk, und sie feiert ihre stillen Triumphe. Aber sie hat es schwer.

*

In der Theologie geht es heute dem Menschen auch nicht gut. Da gilt nur Gott. Der Mensch gar nichts.

Ach, wenn doch Gott wäre Alles in Allem!

Aber man liefert die Welt dem Staat aus und dem Gericht. Man redet wenig von dem guten Werk, das Gott in uns und in dieser unsrer Welt angefangen hat: daß er es vollführen wird bis auf den Tag Jesu Christi (Phil. 1, 6). Nicht erst dann. Man reißt mit Recht dem Menschen seine eingebildete Pracht vom Leibe und zeigt ihn in seiner ganzen Blöße. „Was ist der Mensch!" (Ecce homo!) Und vergißt, was daneben geschrieben steht: „Daß Du seiner gedenkest und Dich seiner annimmst" (Ps. 8, 9). Wir haben heute auch in der Theologie eine große Sachlichkeit und geben Gott die Ehre. Aber ich weiß nicht, ob diese Ehre Gott gefällt. Denn sie geschieht auf Kosten „edler Menschlichkeit". Und die hat uns doch wie alle gute und vollkommene Gabe (Jak. 1, 17) Er mit auf den Weg gegeben.

*

„Der gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe." Dies Wort bringt uns die Passionszeit wohl wieder einmal in die Erinnerung. Das ist gut für alle Stände, Berufe, Nöte und Gelegenheiten, für die Prediger und für die, die auf sie hören. Da ist beides dabei, das Sachliche und das Menschliche. R

Die politische Lage und der evangelische Akademiker

Semester-Eröffnungs-Vorlesung am 3. November 1931

Wir akademischen Lehrer haben das Vorrecht, auch im Rahmen unserer Vorlesungen von Zeit zu Zeit über den engen Umkreis unseres Faches hinaus das Wort zu ergreifen zu den Fragen, die die Allgemeinheit bewegen. Wir haben es vielleicht nicht mehr so häufig getan wie frühere Generationen; aber die Welt flutet so gewaltig in unsere Hörsäle herein, daß es einem Professor bald schwer fallen wird, nur von seinem Fache zu reden und nicht das zu tun, was sein Name von ihm fordert: profiteri, Zeugnis ablegen, Stellung nehmen. Lassen Sie mich heute, ehe wir in die Behandlung unseres eigentlichen Themas eintreten, von dem reden, was in diesen Wochen mir

und vielen Kollegen schwer auf der Seele lastet, von der politischen Lage und den Verpflichtungen des evangelischen Akademikers.

1

Wer die politischen Ereignisse der letzten Monate sorgsam verfolgt hat, wird dem kommenden Winter nur mit größter Besorgnis entgegensehen. Denn die außenpolitische Lage Deutschlands hat sich seit einem Jahre in ungeahnter Weise verschlechtert und parallel damit haben sich die innenpolitischen Gegensätze in einer Weise zugespitzt, wie wir das bisher nie erlebt haben. Es hat sich herausgestellt, daß der wirtschaftliche Aufstieg Deutschlands seit dem Jahre 1926 nur Schein war. Die Abhängigkeit von den ausländischen Geldgebern kam uns in dem Augenblick schmerzlich fühlbar zum Bewußtsein, wo diese nicht nur Zinsen, sondern auch das Kapital zurückforderten. Wir spüren ja heute alle die Auswirkungen der finanziellen Krise am eigenen Leibe.

In dem gleichen Maße aber, wie wir die finanzielle Ohnmacht spüren mußten, wurde uns auch unsere außenpolitische Ohnmacht zum Bewußtsein gebracht. Die Zollunionspläne wurden nicht in erster Linie durch die Entscheidung des Haager Gerichtshofes, sondern durch den finanziellen und wirtschaftlichen Druck auf Oesterreich zu Grabe gebracht.

Die Politik ist heute aber keine Angelegenheit mehr, die nur ein paar Staatsmänner, Parlamentarier und Journalisten interessiert. Denn jeder Einzelne von uns spürt heute am eigenen Leibe die Wechselfälle der Politik. Berufsaussichten, wirtschaftliche Lage, kulturelles Niveau Deutschlands, sie alle sind heute in funktionaler Abhängigkeit von der Politik. Das Einzelschicksal ist heute nicht mehr vom Schicksal unseres Landes und Volkes zu trennen. Dadurch ist die Beschäftigung mit der Politik und die Einflußnahme auf die Politik für jeden Deutschen zur Pflicht und zugleich zum Gebot der Klugheit geworden. Zur Pflicht: denn der Staat der Deutschen und das deutsche Volk sind seit 1914 nie aus der Bedrohtheit herausgekommen, und sie können sich nur so lange und so weit erhalten, als jeder Deutsche sich dafür einsetzt. Zum Gebot der Klugheit: denn der Einzelne hat heute keine Möglichkeit mehr, mit privaten Einzelmaßnahmen sein Geschick *grundlegend* zu wandeln. Was hilft einem heute ein augenblicklicher beruflicher oder geschäftlicher Erfolg, wenn man befürchten muß, durch die nächsten politischen Ereignisse alles wieder zu verlieren?! Wir Deutschen, denen man mit Recht so lange nachsagen durfte, daß wir ein unpolitisches Volk seien, sind durch den Zwang der Ereignisse in wenig mehr denn einem Jahrzehnte politisiert worden. Freilich, politisch geworden sind wir auch heute noch nicht.

Denn das würde bedeuten, daß wir politisch so haushalten wie die großen politischen Weltvölker: die Engländer, die Franzosen, die Amerikaner. Deren Politikern ist es in Fleisch und Blut übergegangen, daß Parteipolitik und Staatspolitik untrennbar zueinander gehören, daß man bei jeder politischen Maßnahme zugleich mit dem eigenen Vorteile auch das Gesamtwohl im Auge behalten muß. So weit sind wir noch nicht. Wir haben auf der einen Seite politische Gruppen, die zu einseitig nur an das Interesse ihrer Gruppe oder ihres Standes denken und von einer prästabilierten politischen Harmonie erwarten, daß sich mit ihrem Vorteile auch zugleich das politische Gesamtwohl von selbst einstellen werde. Man täte diesen Menschen unrecht, wenn man meinte, sie dächten überhaupt nicht an das Gemeinwohl. Aber sie haben noch nicht eingesehen, daß Einzelinteresse und Gemeinwohl sich nicht von selbst decken, sondern im politischen Handeln immer erst zum Ausgleich gebracht werden müssen.

Auf der anderen Seite stehen Gruppen und Parteien, deren politische Ideologie den Staat oder das Volk in den Vordergrund schiebt. Der tiefste Sinn der sogenannten nationalen Bewegung ist es heute ohne Zweifel, die Lehren der letzten 17 Jahre in der Politik zur Geltung zu bringen, d. h. die unlösliche Verbundenheit von Einzelschicksal und Volksschicksal zur Grundlage der Politik zu machen. Gleichwohl scheint mir, daß man sich dabei in einem Irrtum über die Voraussetzungen der eigenen Politik befindet, und zwar in einem Irrtum, der im Widerspruch zu einer Grundüberzeugung des Protestantismus steht. Man meint nämlich, daß der gute Wille, die eigene Politik ausschließlich vom Gesamtwohle her zu bestimmen, auch hinlänglich sei, dieses Ziel zu erreichen. Man übersieht dabei aber etwas Wesentliches. Nach evangelischer Auffassung ist die Welt keine unterschiedliche Einheit, sondern Einheit in der Mannigfaltigkeit. Wir bekennen, daß Gott den Menschen geschaffen, aber damit eben auch unlöslich an die Individualität gebunden hat. Denn die Menschheit ist wirklich eben nur in der Vielheit der Rassen und Völker, und auch die Völker sind keine homogenen Einheiten, sondern bestehen aus einzelnen Ständen und Gruppen und diese wiederum aus Individuen, die voneinander alle unterschieden sind.

Die Eigentümlichkeit jeder einzelnen Gemeinschaft besteht nun darin, daß trotz der Unterschiedenheit ihrer Glieder ein Zusammenhang besteht. Ein Volk ist eben gerade nicht ein Kreis von völlig willenlosen Gruppen und Individuen, die nur vom Gesamtwillen her bestimmt werden, sondern jede Gruppe und jedes Individuum hat gerade eigene Ziele und geht eigene Wege. Das hat nicht selten ein Durcheinander und Gegeneinander zur Folge. Aber trotz aller Wirrnisse und Gegensätze gibt es zugleich eine Unterordnung unter ein Gesamtziel; doch so, daß die Bewegungsrichtung der Gemeinschaft bestimmt wird durch das Kräftespiel der Gruppen und Einzelnen. Volk und Staat sind komplexe dynamische Größen.

Der heutige Nationalismus ist nun aber vielfach naiv. Die nationale Bewegung meint, daß sie nur das Gesamtwohl wolle, während sie in Wirklichkeit das Gesamtwohl so zu erreichen sucht, daß dabei zugleich die eigenen Gruppeninteressen gewahrt werden. Das ist keine Schande, sondern eine soziologische Unvermeidlichkeit. Das Wort des Vizekanzlers Dietrich von dem Interessentenhaufen der politischen Parteien hat vielfach zur Folge gehabt, daß man an die Möglichkeit einer Staatspolitik ohne parteipolitischen Einschlag glaubte. Vom Standpunkte des Katholizismus ist das begreiflich. Denn der behauptet, daß es nicht nur allgemeine überparteiliche politische Normen gebe, sondern auch, daß es eine überparteiliche Macht gebe, die diese Normen in der Politik verwirklichen kann und will, nämlich die Kirche.

Aber die Erfahrung lehrt, daß das nicht stimmt. Auch die katholische Kirche ist nur einer der politischen Faktoren in Deutschland, und auch der Kanzler muß seine Politik dem politischen Kräfteverhältnis anpassen. Noch weniger Möglichkeiten für die Durchführung einer bloß nationalen Politik haben all die Parteien, die weder über ein übernatürlich begründetes Dogma verfügen, wie die katholische Kirche, noch über jene relative Distanz der Interessen von der Tagespolitik wie die katholische Kirche. Deshalb hat keine Gruppe und keine Partei ein Recht, sich ein Monopol auf nationale Gesinnung und nationale Zuverlässigkeit anzumaßen. Wir stehen hier vor einer jener Schwierigkeiten, auf die die evangelische Ethik immer wieder hinweisen muß: weil jede menschliche Gemeinschaft eine komplexe und nicht eine homogene Einheit ist, stehen ihre Glieder in einem unvermeidlichen Gegensatz zueinander. Aber weil kein Teil für sich das Ganze ausmacht, dürfen die Gegensätze nur so ausgetragen werden, daß darüber die Ganzheit nicht zerstört wird.

Für die heutige politische Lage bedeutet das: Deutschland zerfällt heute in mehrere Heerhaufen, die sogenannte nationale Opposition, das Bürgertum der Mitte, zu dem auch die S.P.D. gehört, und die K.P.D. Die Gegensätze sind im Laufe der beiden letzten Jahre aufs äußerste verschärft worden, und wir stehen heute vor der Frage: werden wir diesen Winter in den Bürgerkrieg hineingetrieben werden, oder wird trotz aller Gegensätze Deutschlands innere und äußere Einheit erhalten bleiben? Das ist keine akademische Frage mehr. Die Vorbereitungen sind auf allen Seiten so weit gediehen, daß *ein* Funke genügt, um das Pulverfaß zur Explosion zu bringen.

Der Ernst dieser Lage macht uns die Pflichten, die wir als evangelische Christen haben, doppelt dringlich. Wir stehen alle mehr oder minder in der Politik, und das erschwert uns natürlich jede Entscheidung. Aber das ist die Lage, in der der Christ

sich dauernd befindet. Es gibt für ihn keinen Platz über den Parteien. Seine Pflicht und seine Not ist es, eine Entscheidung zu treffen, die auch seinen eigenen Standpunkt dem Urteil des Evangeliums unterwirft, ohne doch diesen Standpunkt aufzuheben. Wir werden auch fernerhin für unsere politische Ueberzeugung eintreten, und das nötigt uns zugleich, weiterhin die Gegensätze aufrechtzuerhalten, die zu den anderen Parteien bestehen. Wir werden auch in diesem Winter Nationalsozialisten oder Deutschnationale, Demokraten oder Sozialdemokraten bleiben. Aber wir müssen um die Grenzen aller Parteien wissen, um die Bedingtheit ihres Standpunktes durch eigene Interessen. Das muß uns nötigen, die eigene Partei zur Selbsterkenntnis zu bringen und sie zur Mäßigung im politischen Kampfe zu veranlassen. Denn der politische Kampf würde niemals die Schärfe angenommen haben, die er heute hat, wenn nicht jede Partei sich einbildete, daß sie das Ganze verträte. Ich weiß, daß es gefährlich ist, heute von einem drohenden Bürgerkriege zu reden. Es kann der Eindruck erweckt werden, als sei er unvermeidlich. Demgegenüber haben wir doppelt die Pflicht, wenn davon geredet wird, zu sagen: es darf unter keinen Umständen dahin kommen! Jede andere Lösung, mag sie der eigenen Partei auch noch so große Opfer abverlangen, ist in Deutschlands Interesse besser als ein Bürgerkrieg!

Sollten wir jedoch nichts vermögen, sollte der Kampf trotz allem ausbrechen, dann, so scheint mir, hat der evangelische Christ kein Recht sich zu beteiligen. Denn dieser Kampf wird unter allen Umständen ein unseliger Kampf sein, wie immer die Parole lauten mag, unter der er geführt werden wird. Denn unter allen Umständen wird er ein Kampf zwischen Volksgenossen sein. Wer immer Sieger bleibt, er wird sich seines Siegs nicht freuen können, die Rache der Unterliegenden wird ihn oder seine Nachkommen treffen. Es ist eine alte Erfahrung, daß Gott den Brudermörder schwer heimsucht.

2

Eine besondere Rolle wird in den politischen Auseinandersetzungen der nächsten Zeit der Jugend, insbesondere der akademischen Jugend zukommen, und das ist ja auch der Grund, daß ich hier vor Ihnen über diese Fragen spreche. Deutschlands Jugend, die heute die Hochschulen bevölkert, hat ein Leben aus der Fülle nie gekannt. Die Entbehrungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre, die wirtschaftlichen Sorgen Ihrer eigenen Familie und Ihrer Berufswahl haben dauernd auf Ihnen gelastet. Kein Wunder, wenn Ihnen die Unbefangenheit und Sorglosigkeit dem Leben gegenüber fehlt, die das selbstverständliche Vorrecht der Vorkriegsstudenten war. Aber Ihr Verhängnis ist es, daß Sie die Gegenwart gar nicht mit Ihren eigenen Augen ansehen. Das Bild wird Ihnen ständig gefälscht, weil Sie die Wertungen der Vorkriegsgenerationen übernehmen. Was Glück der Jugend sei, das sagt Ihnen das Kommersbuch, das doch das Lebensgefühl einer ganz anderen Generation widerspiegelt; einer Generation, die weder politische noch wirtschaftliche Not wirklich kannte. Und wenn Sie Deutschland sagen, Deutsches Land und Deutsches Volk, so denken Sie zuerst an das Traumbild dessen, was vor 1914 war, ehe Sie sich der Gegenwart zuwenden.

In meinen Augen ist dies das Verhängnis der gegenwärtigen akademischen Generation: Sie haben in den praktischen Einzelfragen des Lebens nüchtern und sachlich denken gelernt. Aber sobald es sich um die Fragen des Ganzen, um Staat und Land und Volk handelt, denken Sie nicht realistisch, sondern utopisch. Sie suchen sich über die Not der Zeit hinwegzusetzen durch das Schwelgen in den Bildern einer schöneren Vergangenheit, und Sie rauben sich gerade dadurch die Möglichkeit, die Gegenwart zu meistern!

Gewiß, Sie haben recht: die Gegenwart wäre nicht auszuhalten, wenn man keine Ideale hätte. Gewiß, Sie haben recht, wenn Sie von der Jugend Radikalismus, Unbedingtheit, volle Hingabe fordern. Ich selbst wäre der Erste, es zu bedauern, wenn dem nicht so wäre. Aber darum geht es auch nicht. Wenn wir, Ihre akademischen Lehrer, dem politischen Treiben der Studentenschaft mit aufrichtiger und großer Sorge gegenüberstehen, so deshalb, weil uns um Deutschlands willen vor den Folgen eines solchen politischen Treibens bange ist. Aber es ist nicht leicht, das verständlich zu machen. Denn bei uns in Deutschland sind die Unterschiede der Generationen auch in der Politik ein großes Hindernis. Nach dem Kriege mußten wir, die jüngere Generation der Kriegsteilnehmer, merken, wie eine Verständigung mit der älteren Generation immer schwieriger wurde. Wir hatten nicht den unbeschränkten Glauben an den Wert der Vorkriegszustände und Institutionen, den jene hatten; wir hatten während des Krieges zu viel hinter die Kulissen geschaut, und wir hatten zu viel Neues über das Wesen wahrer Volksgemeinschaft u. dgl. gelernt. Unser ganzes Lebensgefühl war anders geworden; viel mehr von der unmittelbaren Gegenwart bestimmt, so wie man ja auch im Felde nicht seinen Gedanken lange nachhängen durfte, sondern handeln mußte.

Als wir heimkehrten, hielten wir uns für die Kameraden und älteren Freunde der nachwachsenden Generation. Aber seit ein paar Jahren scheint sich das gewandelt zu haben. Wenn wir uns die jüngere Generation zu nennen pflegten, so sehen wir heute eine jüngste Generation hinter uns, deren Lebensgefühl und deren Einstellung zur Wirklichkeit sich sehr von der unseren unterscheiden. Wohl sind wir auch heute noch überzeugt, Ihnen Entscheidendes sagen zu können. Aber wir haben das Gefühl, daß es von Jahr zu Jahr schwerer für uns wird, uns Ihnen verständlich zu machen. Ich möchte den Unterschied etwa so formulieren: unser gemeinsamer Ausgangspunkt ist die nüchterne und realistische Beurteilung der Gegenwart. Aber während wir um der Gegenwärtigkeit unseres Handelns willen auf Ideale verzichten und uns praktische Ziele setzen, finden Sie die Gegenwart unerträglich schlecht und flüchten sich deshalb in Ideale, die nach unserer Meinung utopisch sind. Wir erwarten nicht v i e l von der Zukunft. Aber wir setzen all unsere Kräfte in Bewegung, um die Gegenwart so sinnvoll wie möglich zu gestalten. Wir sind nicht nur Opportunisten und Taktiker, wie Sie meinen, wir denken an Ideen, an ewige Gesetze, die unser persönliches Leben wie unsere Politik bestimmen. Aber wir sehen die Ideen eben nicht selbst als Ziele an, weder als Nahziele noch als Hochziele, sondern als Leitsterne.

Unser Bedenken Ihnen gegenüber ist: daß Sie keine Ziele, nur Ideale haben, daß Sie zu viel von der Zukunft erhoffen, und daß Sie deshalb zu wenig die Gegenwart gestalten. Glauben Sie es mir: die Menschen als Massenwesen bleiben sich zu allen Zeiten in erstaunlich hohem Maße gleich. Aendern Sie die Verfassungen und die Wirtschaftssysteme; da Sie es immer mit den gleichen Menschen zu tun haben, wird der Wertunterschied nicht sehr groß sein. Das soll nicht verstanden werden als eine Aufforderung zur Gleichgültigkeit oder zur Resignation. Es sind uns politische Aufgaben gestellt, und wir müssen sie mit vollem Ernste durchführen. Aber wir sollen nicht meinen, daß wir dazu berufen seien, ein neue Welt oder ein neues Geschlecht heraufzuführen. Wir haben viel getan, wenn wir das vollbracht haben, was in dieser Stunde geleistet werden mußte.

Was uns heute nottut, nach Krieg und Versailles, nach Inflation und Weltwirtschaftskrise, das ist ein Wiederaufbau Deutschlands aus eigener Kraft. Nicht als ob wir uns politisch oder wirtschaftlich von der übrigen Welt abschließen könnten. Wir leben nicht auf einer Insel, sondern im Herzen Europas und sind auch gegen unseren Willen zum Durchgangslande bestimmt. Wohl aber müssen wir lernen, daß einem Menschen nur so viel Lebensgüter zustehen, wie er sich selbst erarbeitet hat. Das gilt von unserem persönlichen Leben wie vom öffentlichen Leben. Wir haben noch zu wenig gelernt, uns aus eigener Kraft heraus Freuden zu bereiten. In der Jugendbewegung und der Singebewegung sind gute Ansätze zu neuer Lebensführung da; aber sie reichen noch nicht weit genug und sie haben auch da noch nicht das ganze Leben erfaßt. Zu viel erwartet man noch von Behörden und Organisationen, zu sehr sind auch noch die Vergnügungen meist von dem Geldbeutel abhängig.

Das gleiche Gesetz der Lebensgestaltung gilt aber auch für das politische Leben. Deutschland wird nur dann wieder aufsteigen, wenn alle seine Kräfte in verantwortlicher Arbeit in den Dienst des Ganzen gestellt werden. Noch erwarten wir auch hier viel zu viel von Organisationen und Behörden; noch ist kaum der Wille zu einer aufbauenden Selbsthilfe vorhanden.

Wo man heute zur angeblichen Selbsthilfe greift, ist es nur eine zerstörende Art der Selbsthilfe (Steuerstreik u. dgl.).

Zu viel erwartet die Jugend heute von den Parteien und den Führern. Gewiß, ohne Parteien und tüchtige Führung ist keine Politik möglich. Wenn Jeder auf eigene Faust anfängt, kommt nichts Vernünftiges zustande. Aber der Führer allein vermag es nicht zu schaffen. Und je größer der Bereich ist, desto mehr verantwortungsfreudige und selbständige Mitarbeiter braucht der Führer. Es ist ein Gesetz der Geschichte, das kein Mensch abschaffen kann: der absolute Herrscher, der Tyrann, der Diktator ist vielleicht in der Lage, mit Hilfe seiner Untergebenen eine äußere Ordnung aufzurichten. Aber dies Werk hat keinen Bestand. Ein Volk baut sich nur in dem gleichen Maße auf, wie seine frischen Kräfte zur Verantwortung gezogen werden und sich in Selbständigkeit in den Dienst des Ganzen stellen. Wir haben voriges Jahr den Todestag des Freiherrn vom Stein gefeiert. Aber wie viele von denen, die da feierten, gleichen denen, die die Gräber der Propheten schmückten, um darüber hinwegzutäuschen, daß sie es mit ihren Mördern hielten! In Preußens tiefster Not sah er, daß von außen her keine Hilfe zu erwarten war. Er machte Preußen groß, weil er alle vorhandenen Kräfte zur Mitarbeit freimachte. Seien Sie überzeugt: es gibt auch heute keinen anderen Weg! Und ferner: blinder Gehorsam gegen einen Führer und Bürgerkrieg sind das Gegenteil solcher wahrhaft aufbauender Politik.

3

Nun noch ein paar Worte zu den Aufgaben, die sich nach meiner Meinung in der heutigen Lage für den evangelischen Studenten ergeben. Zunächst die Pflichten, die Ihr akademischer Stand Ihnen auferlegt. Sie haben durch Ihre wissenschaftliche Bildung vor dem größten Teile Ihrer Volksgenossen einen weiten Vorsprung voraus. Unser Volk glaubt an den Wert der Wissenschaft, und wenn die Stellung des Akademikers im öffentlichen Leben auch nicht mehr so restlos anerkannt wird wie früher, so hat doch dieser Stand dem Volke eine solche Menge vortrefflicher Männer geliefert, daß in absehbarer Zeit der Akademiker immer noch damit rechnen kann, einem besonderen Ansehen zu begegnen. Der Mehrzahl der Akademiker fällt auch künftig eine Führerrolle zu. Das aber legt Ihnen auch besondere Verpflichtungen auf. Sie können sich heute der Politik nicht entziehen. Aber eben deshalb sind Sie es Ihrer akademischen Ehre schuldig, Ihre politischen Pflichten ganz ernst zu nehmen. Das erfordert zweierlei von Ihnen: politisches Wissen und Ritterlichkeit im politischen Kampfe.

Ich weiß es, man wendet heute immer gegen die theoretische Beschäftigung mit Politik ein, sie sei unnütz, ja bedenklich, weil sie den Schwung des politischen Wollens lähme. Demgegenüber muß ich sagen: Wehe dem Politiker, der sich nur von seinen Trieben und Leidenschaften, seinen Launen und Stimmungen treiben läßt! Wehe dem, der seinen Willen nicht in die Zucht sittlicher Ideale stellt, die seiner Willkür Schranken auferlegen! Und doppelt wehe ihm, wenn er kein sachliches Wissen von den Dingen hat, mit denen er sich abgibt! Mögen die politischen Massen immerhin von ihren Launen und Bedürfnissen sich bestimmen lassen, Sie als Akademiker dürfen das nicht! Sie müssen es als Ihre Pflicht ansehen, wenn Sie aktiv an der Politik teilnehmen, sich umfassende Kenntnisse im Verfassungsrecht, in neuerer Geschichte, Sozialwissenschaft und Volkswirtschaft anzueignen. Es ist nicht wahr, daß das theoretische Wissen den Schwung des politischen Wollens lähmt. Es kann ihn nur bei denen lähmen, die die Unwahrheit oder die Ungerechtigkeit wollen, die nur an ihr eigenes Interesse denken und die das Wissen von ihrem Unrecht überführen würde. Gewiß, das Wissen allein selbst gibt keine Leidenschaft. Aber stellen Sie sich in der Politik in den Dienst der Wahrheit und Gerechtigkeit und das politische Wissen wird Ihnen vielleicht neue Wege vorschreiben, zugleich aber auch Ihren Eifer und Ihre Zuversicht mehren, weil Sie nunmehr Ihr Handeln vor Ihrer Vernunft und Ihren Gewissen verantworten können!

Und dann die Ritterlichkeit. Der Student zeichnet sich allen übrigen Ständen gegenüber durch ein besonders empfindliches Ehrgefühl aus. Aber wir haben heute eine Verwilderung der politischen Sitten, die auch die Studentenschaft angesteckt hat. Man glaubt sich dem politischen Gegner gegenüber frei: Verleumdung und üble Nachrede scheinen hier unbedenklich. Das geht nicht an. Wenn anders der akademische Ehrbegriff eine ritterliche Tugend ist, muß diese Ritterlichkeit auch dem politischen Gegner gegenüber gelten. Wir kämpfen scharf gegen sie; aber wir sprechen ihnen nicht von vornherein den guten Glauben ab. Und wir respektieren ihre persönliche Ehre so weit, daß wir nicht auf ein unkontrollierbares Gerücht hin ihnen Uebles nachsagen. Wir müssen schließlich zwischen der Person und der Sache scheiden lernen. Es hat sich in Deutschland die Unsitte — um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen — verbreitet, den politischen Gegner als menschlich-sittlich minderwertig anzusehen. Im akademischen Leben hat das vor allem zur Folge, daß man Professoren deswegen meidet, weil man mit ihrer politischen Stellung nicht einverstanden ist. Was für eine geringe Achtung vor der Wissenschaft und was für einen Mangel an Selbstvertrauen beweist das! Akademischer Bürger sein, heißt um der Wahrheit willen Wissenschaft treiben, nicht um der Personen willen, die sie lehren.

Zur Ritterlichkeit gehört schließlich die Ehrfurcht vor der Vertraulichkeit des akademischen Kollegs. Das „Privatim", das wir der Ankündigung unserer Vorlesungen beifügen, hat einen guten Sinn. Es ist früher selbstverständlich gewesen, daß das Kolleg eine gewisse Diskretion und Vertraulichkeit voraussetzte. Wir tragen gewiß keine Geheimlehren für Adepten vor, und unsere Vorlesungen haben auch das Licht der Oeffentlichkeit nicht zu scheuen; aber eine rechte Vorlesung soll doch eine persönliche Gemeinschaft sein. Wir sind professores, d. h. wir tragen unsere Ansichten oder unsere Behauptung vor. Wir müssen das Recht haben, auch ein persönliches Wort in der Vorlesung fallen zu lassen, ohne daß man es sogleich am nächsten Tage, womöglich in verzerrter Form, in einer Zeitung wiederfindet. Wir wagen das offene Wort, weil wir auf Ihre Ritterlichkeit vertrauen. Wir sind auch bereit, Ihnen nach der Vorlesung persönlich Rede zu stehen. Wer aber Vorlesungen beiwohnt, um den Professor zu bespitzeln, der verletzt die Universität an ihrer Wurzel und dem muß das wahre Empfinden für akademische Ehre abgesprochen werden. Wir Professoren wollen mit Ihnen eine Gemeinschaft sein; dazu gehört aber auch: Sie müssen darüber wachen, daß in Ihren Reihen das Gesetz der Ritterlichkeit und Vertraulichkeit gewahrt bleibt!

4

Endlich noch ein Wort zu dem, was sich dem evangelischen Studenten für Pflichten aus seinem evangelischen Glauben ergeben. Zwei Dinge sind mir hier wichtig. Das erste betrifft die Freiheit des Gewissens und des Wortes. Ein Teil von uns Professoren sieht mit großer Sorge, wie die Studentenschaft das höchste Gut der Universität, die Lehrfreiheit, zu vernichten sich anschickt. Wenn die Studenten von Halle gegen einen Mann wie Günther Dehn demonstrieren, weil er angeblich Pazifist und Sozialist ist, wenn sie meinen, ein solcher Mann gehöre nicht in einen akademischen Lehrkörper, so ist das ein erschütternder Beweis, daß ein großer Teil der Studenten nicht unvoreingenommen die Wahrheit sucht. Für uns evangelische Theologen aber ist die Frage der Lehrfreiheit besonders brennend. Es läßt sich gar nicht vermeiden, wenn anders wir nicht in blassen Abstraktionen stecken bleiben wollen, daß wir auch je und da ein Wort zu den politischen und sozialen Fragen sagen müssen. Eine politische Zensur über die Professoren, wie sie offenbar ein Teil der Studenten wünscht, müßte uns deshalb besonders treffen. Für uns evangelische Theologen sind also die Ereignisse in Halle ein Vorspiel dessen, was kommen würde, wenn diese Richtung zum Siege gelangte. Denn wer sich die Mühe gemacht hat, die Bücher von Dehn zu lesen, der weiß, daß hier ein Mann steht, der in schweren Glaubenskämpfen sich genötigt sah, auf die Seite des Proletariats zu treten, und der dem blinden Kriegsgeiste entgegentritt, nicht aus politischen Gründen, sondern als Prediger des Evangeliums, um denen das Gewissen zu schärfen, die jenen Krieg vertreten, und die sich auch zu dem Gekreuzigten bekennen.

Was kommen wird, weiß ich nicht. Vielleicht werden wir in Kürze der Gewalt weichen müssen. Aber Sie, die Sie sich vorbereiten, um dereinst das Evangelium zu verkünden, Sie dürfen es nie aus dem Auge verlieren: die christliche Botschaft ist nicht dazu da, um irgendetwas in der Welt zu rechtfertigen, weder den Kapitalismus noch den Sozialismus, weder das Volk noch den Staat. Wir müssen zum Ja immer auch das Nein fügen, und dies Nein so vernehmlich, daß es die Menschen hören, mag es ihnen gleich noch so unbequem sein! Und da rechnen wir auf Sie. Man kann die Verkündigung der richtenden Wahrheit des Glaubens mundtot machen. Aber man wird uns stark finden und nicht aus unserem Munde halbe Wahrheiten hören. Wer von der Kraft des Evangeliums ergriffen ist, der wird denen, die nur Politik treiben, immer unbequem sein.

Das hängt aber aufs engste zusammen mit dem Letzten, was ich Ihnen heute sagen möchte. Für viele Menschen ist die Politik heute ein Religionsersatz geworden. Es sind ihnen so viele Werte und Ideale zerbrochen; nun klammern sie sich an den Mythus vom dritten Reich oder vom Sowjetparadies, von der klassenlosen Gesellschaft oder vom heiligen Reich der Deutschen. Man muß die Gefahr offen sehen, die von daher dem Christentum droht. Denn diese politische Pseudoreligion tritt nicht selten in christlichen Formen und Formeln auf und behauptet, das wahre Christentum zu sein.

Was jedoch unserm Leben seinen Sinn gibt, ist jener Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, und alles private und öffentliche Leben darf in unseren Augen nur so weit Wert haben, als darin der Wille zum Ausdruck kommt, die Herrschaft Christi zu verbreiten. Die Politik kann uns niemals das Letzte sein. Nicht als ob wir lau in der Politik sein müßten, im Gegenteil. Wir wissen um menschliches Tun, das ewige Verheißungen hat. Aber wir können den Sinn unseres Lebens nicht von politischen Erfolgen und Mißerfolgen abhängig machen, so sehr wir im einzelnen uns darüber freuen oder darunter leiden werden. Denn das wird unser Gebet bleiben: Mag immerhin diese Welt vergehen, Dein Reich wird kommen!

Münster i. W. Otto Piper

Biblische Textkritik

Gespräch mit Jülicher über 1. Tim. 2, 1 f.

Wir sprachen zusammen über Textkritik. Sie ist doch des Freundes besondere Leidenschaft. Ich erzählte ihm, wie Harnack einst uns Studierenden den Reiz dieser Gelehrtenarbeit zu Gemüte führte. Das Befriedigende dabei sei, daß einem auf Schritt und Tritt neue fest umrissene Probleme begegnen, denen man sich in ihrer jeweiligen Begrenzung hingeben könne, um mehr oder weniger rasch zu einer Lösung zu kommen, oder wenn nicht zu einer Lösung, so doch zu einer klaren Problemstellung. Also ein stetes Nüsseknacken, mit verschiedenem Erfolge zwar, aber Nuß auf Nuß, das reine Vergnügen.

Jülicher kam nun auf 1. Tim. 2, 1 f. zu reden als auf ein glückliches Beispiel dafür. Hören wir die Stelle in Luthers Uebersetzung:

> So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst tue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein geruhig und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.

Die Uebersetzung ist gut. Sie folgt gleich beim ersten Worte der richtigen Lesart: *) *παρακαλῶ* „ich ermahne". Die andere griechische Lesart, die daraus eine Weisung an Timotheus gemacht hat — *παρακάλει* „ermahne du!" — ist wohl zu erklären aus dem Respekt des Abschreibers vor dem hochwürdigen Charakter des Timotheus; dieser war doch immerhin „Bischof"; es schien geziemender, daß Paulus ihm anheimgab Andre zu ermahnen, als daß er ihn selber ermahnte. Den Imperativ „ermahne du" haben die lateinischen Uebersetzungen und eine sahidische aus Oberägypten, auch einige spätere Griechen. Dabei schreiben von den Lateinern die Afrikaner: obsecra. Andre: obsecrare — dies ist eine Medialform des Imperativs, bedeutet also auch: „ermahne du". Aber die Mehrzahl auch der Lateiner (die italischen) lesen: obsecro „ich ermahne".

Πρῶτον πάντων übersetzt Luther: „vor allen Dingen zuerst". Es entsteht hier die Frage, wohin die ganze Umstandsbezeichnung gehört, ob zu dem vorhergehenden *παρακαλῶ* „ich ermahne" oder zu dem folgenden *ποιεῖσθαι* „zu tun". Die lateinischen Texte sind nicht gleichlautend. Sie haben entweder 1. primum omnium oder 2. primo omnium. Manche Zeugen lassen das omnium weg: ob als unnötig und übertrieben? Sie erlaubten sich so etwas, fühlten sich nicht sklavisch an die Vorlage gebunden. Die Form primo aber dürfte die spätere sein: „zu allererst", „am Anfang"; zeitlich gemeint zeigt es die erste Aufgabe; die ältere Form primum: „zu oberst", bezeichnet die Wichtigkeit der Aufgabe, das, was am wenigsten fehlen kann. Primo wird als Korrektur von primum gemeint sein: vgl. unten Augustin. Wohin aber gehört die ganze Umstandsbezeichnung? Ohne Zweifel zum vorhergehenden *παρακαλῶ*. Wenn zu dem folgenden *ποιεῖσθαι*, wäre ihre Stelle hinter diesem Worte. Also: „Ich gebe an vorderster, allererster Stelle die Ermahnung..." „Vor allem wichtig ist mir die Ermahnung..." Anders also Luther.

Das nun folgende *ποιεῖσθαι* kann als Passivum oder als Medium aufgefaßt werden. Die Lateiner halten alle es für das Passivum und schreiben dafür fieri. Aber auch als Medium kann es durchaus gelten, und so nehmen es die deutschen Erklärer, auch Luther: „zu tun". Die Lateiner müssen doch ein einmütiges Empfinden für das Passivum gehabt haben; dann also: „Zuvörderst gebe ich die Ermahnung, daß abgehalten werde, dargebracht werde, stattfinde..." Was?

Vier Wörter folgen, dem Inhalt nach innig verwandt, so daß, wie wir sehen werden, die Alten darüber nachzudenken sich veranlaßt fanden.

1. *Δεήσεις* = „Bitten". Precationes übersetzen die Afrikaner, obsecrationes die Italer. (Nebenbei, wenn die Italer dann bieten: obsecro — obsecrationes, so ist dieser Gebrauch zweier stammverwandter Wörter ganz ihr Eigentum. Die Griechen lesen: *παρακαλῶ — δεήσεις*; die Afrikaner: obsecro — precationes. Warum haben aber alle Lateiner: obsecro, und nicht, wenigstens die Italer, um den Gleichklang zu vermeiden: admoneo oder adhortor?)

2. *Προσευχάς* ebenfalls = „Bitten". Itala übersetzt: orationes. Wie denn in der ganzen lateinischen Welt das Vaterunser oratio heißt: „Bittgebet". Aber den Afrikanern war diese Uebersetzung unbehaglich: orationes konnte man auch von Bitten sagen, die man an Menschen richtet; also schrieben sie: adorationes, das geht nur an Gott: „Anbetung". Gut Luther: „Gebet".

3. *Ἐντεύξεις*. Falsch Luther: „Fürbitte". Es ist ein seltenes Wort. Von *ἐντυγχάνειν* „sich an Jemanden wenden", ihm „ein Anliegen vorbringen". Also auch wieder = „Bitten". Itala: postulationes „Forderungen", Afrikaner: interpellationes „Anrufungen". Die Afrikaner fanden es unwürdig, Gott gegenüber von Forderungen zu reden. Man sieht, jene Uebersetzer damals dachten bei ihrer Arbeit. Nun, wir verdeutschen auch am besten: „Anrufung".

4. *Εὐχαριστίας* — gratiarum actiones — „Danksagung". Dazu ist nichts zu bemerken. Also: „Ich gebe zuvörderst die Ermahnung, daß Bitte, Gebet, Anrufung, Danksagung geschehe..." (Unsre Einzahl gegenüber der Mehrzahl der Vorlage ist durch den Charakter unserer Sprache gerechtfertigt; wir haben eben einen solchen kollektiven, sammelnden Singular.)

Für wen? *Ὑπὲρ πάντων ἀνθρώπων, ὑπὲρ βασιλέων καὶ πάντων τῶν ἐν ὑπεροχῇ ὄντων* — pro omnibus hominibus: pro regibus et omnibus qui in sublimitate sunt. Da ist nur das *καί*, das „und" zweifelhaft: „für alle Menschen, für die Könige und für alle, die in hohem Stande sind". (Luther nicht schlecht: und „für alle Obrigkeit". Man vergleiche Röm. 13, 1, wo Luther *ἐξουσίαις ὑπερεχούσαις* gut überträgt: „der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat". Also hier dem entsprechend:

*) Unsere nicht humanistisch erzogenen Leser und Leserinnen werden sich zunächst vor den griechischen und lateinischen Wörtern scheuen. Die sind unvermeidlich. Aber ihr Sinn ergibt sich aus dem Zusammenhang, und die Pointe des ganzen Artikels wird auch jenen sich ergeben.

„und für alle Gewalthaber".) Die Lesart καὶ et „und" ist gut bezeugt; das Wörtchen fügt zu dem Besonderen das Allgemeine; es kommt bei dem Gebet der Christen, das Paulus fordert, nicht nur gerade auf die Könige und Kaiser allein an, die freilich „hohen Standes, Gewalthaber" sind (eine Selbstverständlichkeit), sondern auch auf die Beamten und sonst durch ihren Stand verantwortlichen Gewalthaber überhaupt. —

Zwei Bischöfe haben sich zu Anfang des fünften Jahrhunderts über die Stelle Briefe geschrieben: Paulinus von Nola bei Neapel (geb. 353, gest. 431) und Augustinus von Hippo Rhegius in Afrika (geb. 354, gest. 430). Es sind die eben behandelten Synonyma, die dem trefflichen Paulinus zu schaffen machen. Er hat seine italische Bibel vor sich und liest da: obsecrationes, orationes, postulationes, gratiarum actiones. Welchen Sinn hat diese Häufung? Welches ist der Unterschied der so verwandten Wörter? Wir haben seinen Brief, er stammt augenscheinlich aus dem Jahre 410 (Epp. Aug. 121). — Augustin hat zunächst kurz geantwortet; aber vier Jahre später, 414, beantwortet er diese und andre ähnliche Fragen des Mitbischofs ganz ausführlich (Epp. Aug. 149). Er geht auf die Verschiedenheit seiner afrikanischen Bibel (der lateinischen Uebersetzung also, die in den nordwestafrikanischen Gemeinden gebraucht wurde) von der italischen des Paulinus ein, greift aber vor allem auf den griechischen Urtext zurück; nicht ohne dem Paulinus liebenswürdig noch einzugeben, daß er das auch hätte tun können. (Auch im Kommentar des Ambrosiaster, und bei Hilarius hätte Paulinus einigen Bescheid über sein Anliegen gefunden; auffallend, daß er davon und vom Griechischen keinen Gebrauch gemacht hat!)

Für die Urtextgestalt unsrer Stelle hat nun dieses Zwiegespräch keine weitere Bedeutung; aber erwähnt soll doch sein, daß Augustin die Mahnung von 1. Tim. 2, 1 mit der Abendmahlsfeier in Beziehung setzt: 1. precationes vor der Weihe der Elemente; 2. orationes, wenn die Elemente zur Verteilung gesegnet werden, geschlossen („fast in der ganzen Kirche") mit dem Vaterunser (s. o.); 3. interpellationes („oder wie eure Codices haben: postulationes"), wenn die Gemeinde gesegnet wird; 4. gratiarum actiones natürlich zum Schluß der ganzen Handlung.*) —

Ueber die zweite Hälfte von 1. Tim. 2, 2 ist wenig zu sagen. Varianten gibt es auch da. Aber Luther verdeutscht gut: „auf daß wir ein geruhig und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit". Nur bei dem letzten Worte wollen wir uns noch ein wenig aufhalten. Ἐν πάσῃ εὐσεβείᾳ καὶ σεμνότητι — in omni pietate et castitate — alles stimmt zusammen. Nur daß plötzlich in etlichen Lateinbibeln statt des allein richtigen castitate, d. i. „Keuschheit", „Ehrbarkeit" einmal bei Lucifer von Calaris († 370 oder 371) zu lesen ist: gravitate, d. i. „Ernst", „Würde", und bei Augustin oft caritate, d. i. „Liebe", „Gütigkeit". Es kann sich da nur um einen Schreibfehler der Afrikaner handeln. Diese falsche Uebersetzung lag dem Augustin vor in der Lateinbibel, die er gebrauchte. Aber wo er sich Zeit nahm, die Stelle mit ganzer Strenge zu verwenden, wo er also bei der Uebersetzung des griechischen Urtextes gedachte, schrieb auch er mit den Italern: castitate „Keuschheit", „Ehrbarkeit".

Es zeigt sich an obigem Beispiel: wie schon die Alten abhängig waren von der Gewissenhaftigkeit und Fahrlässigkeit der Abschreiber.

Wie diese Abschreiber in der Tat sich zuweilen verschrieben haben (caritate!), oft aber auch bei ihren Abänderungen sich etwas gedacht haben (παρακάλει).

Wie die Alten nicht müde geworden sind, zweifelhaftem Wortverständnis auch bei anscheinend unwichtigen Stellen eifrig nachzugehen.

Wie es sie aber gar nicht geniert hat, daß in ihren Heimatkirchen (Diözesen) dort und hier Uebersetzungen verschiedenen Wortlauts im Gebrauch waren („Codices bei euch, Codices bei uns"). Und die Uebersetzungen waren doch die Brücken, auf denen die Bibel zu ihrer Gemeinde kam. Aus der oben herangezogenen Korrespondenz zweier Bischöfe erhellt jedenfalls, daß es damals und für sie eine einzig wahre „authentische Uebersetzung" (so nennt das Trienter Konzil die Vulgata) nicht gab.

*) Ep. 149, 16. CSEL 44, 362 s.

Die von der protestantischen Theologie geforderte und gepflegte Textkritik gilt vielfach in mißtrauischen Laienkreisen für ein profanes, mehr oder minder gottloses Geschäft. Denn sie beschäftigt sich vornehmlich mit den unsicheren Stellen des biblischen Wortlauts. So entsteht der Argwohn, sie wolle den Bibeltext unsicher machen, und man will doch einen sicheren Bibeltext „bis auf das Semikolon" (CW 1931, 15, 743). In Wirklichkeit ist die Textkritik ihrer Absicht nach die hingebendste Art, sich dem Bibelbuchstaben unterzuordnen. Unermüdlich arbeitet sie daran, dem, was Evangelisten, Apostel und Propheten wirklich geschrieben haben, näher zu kommen.

Marburg (Adolf Jülicher) R

Goethes religiöses Vermächtnis

(Fortsetzung; vgl. CW 1932, 1—3)

Herbste Worte vernahmen wir in Goethes Urteilen über die Menschen; aber sie stehen im Grunde in keinem Widerspruch zu seinem Glauben an die Menschheit. Gerade je höher einer sein Idealbild schraubt, um so schärfer muß sein Schmerz werden und sich äußern über die Unzulänglichkeit des empirischen Befunds. Heftigste Kritik im Moment und allgemeine optimistische Gestimmtheit gehören notwendig zusammen. Goethe war oft verzweifelt über die Menschen der Wirklichkeit, zumal je mehr sich sein Erdenweg dem Ende näherte, und war doch immer gläubiger an die Idee des Menschen. Und das hieß, in die Praxis übersetzt: den Menschen behandeln unter dem Als-ob der Erreichbarkeit höchster ethischer Forderung, also ihn optimistisch behandeln trotz nüchterner Ueberzeugung vom Unwert der Meisten. „Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind."[67]) Vier Wochen vor seinem Tod warnte er den tauben Maler Johann Peter Burmeister (Pseudonym: J. P. Lyser) vor Menschenhaß und Menschenverachtung. Taube seien von Natur mißtrauisch, weil die Leute so oft ihr Unglück zu eigenem Vorteil benutzen.

Denke dann: es waren eben dumme Menschen, und Dummheit ist das größte Unglück; denn sie macht die Menschen unfähig, das höhere Ewiggöttliche im Menschen nur zu ahnen, geschweige denn zu erkennen. Der Gemeinheit und Niederträchtigkeit setze nur immer das Bewußtsein entgegen, daß du weder gemein noch niederträchtig bist, daß du unbeirrt durch all die kleinen und großen Kalamitäten des Alltagslebens dem Ziele zustrebst ... und dann vergiß nie: daß noch viele gute Menschen leben!

Selbstbesinnung auf den eigenen Adel und die einfache Erwägung des gesunden Menschenverstandes, daß man mit dem eigenen Seelenadel doch unmöglich auf der Welt allein sei, geben selbst in der Niedrigkeit des Alltags dem ethischen Optimismus immer wieder Oberhand über pessimistisch-verzagte Inferiorisierung der Menschennatur.

Nach alledem wird man die Prävalenz eines optimistischen Glaubens an die Menschennatur, wie ihn Frömmigkeit und Theologie der Aufklärung[68]) hegten, bei Goethe konstatieren müssen und die These wagen dürfen, daß ihn nichts so sehr von dem traditionellen Christentum schied[69]) als dessen Sündenlehre. Zumal an der ihm nächstliegenden Ausprägung der christlichen Frömmigkeit, der lutherischen, erkannte er, daß sie das Sündhafte im Menschen als vorwaltend ansehe, und fühlte gerade darin das Trennende zwischen der eigenen bluthaften Art und selbst derjenigen Gestaltung lutherischer Religiosität, die ihn vorübergehend am meisten anzog: der Brüdergemeine. Er sah im herrnhutischen Sündenbewußtsein eine Verschärfung des lutherischen Sündenprinzips und, so sehr er sich bemühte, in die Stimmung, ja in

[67]) W. M. Lehrjahre VIII, 4.

[68]) G. Krüger, Religion der Goethezeit, 1931; K. Aner, Die Theologie der Lessingzeit, 1929.

[69]) Nähere Begründung in Aufsatz VI dieser Reihe.

die Terminologie jener Kreise sich zu finden,[70]) brachte er es doch ehrlicherweise nicht weiter als bis zu der These, die dem gesamten Sündendogma die religiöse Spitze abbrach: „Für die Erbsünde können wir nichts, und für die wirkliche auch nichts.“[71]) Wenn Susanne v. Klettenberg das Ruhelose und Unbefriedigte seiner Seele allein daraus erklärte, daß er keinen versöhnten Gott habe, hielt er ihr entgegen, er glaube mit seinem Gott ganz gut zu stehen, ja Gott habe eher an ihn eine Restschuld, sofern er seinem guten Willen besser zu Hilfe hätte kommen sollen, „so daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte“.[72]) Das war purer Pelagianismus, sogar ein überspitzter. Im übrigen war Goethe kirchengeschichtlich richtig informiert über den Dissensus der beiden Anschauungen: der einen, die eine völlige Verderbnis der Menschennatur durch den Sündenfall annahm, „so daß auch bis in ihren innersten Kern nicht das mindeste Gute an ihr zu finden, deshalb der Mensch auf seine eigenen Kräfte durchaus Verzicht zu tun und alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe“, und der gegenteiligen, die von Pelagius repräsentiert wurde und die Kirche wiederholt in Spaltung gebracht habe: „sie gab zwar die erblichen Mängel der Menschen sehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewissen Keim zugestehen, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baum geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne.“ Goethe übersah freilich, daß ein eigentliches Ringen zweier gleichstarker Strömungen durch die gesamte Kirchengeschichte hin nicht stattgefunden hat; die augustinische überwog dermaßen, daß neben ihr die andere nicht recht aufkommen konnte. Hingegen ist seine persönliche Haltung zu der Streitsache aufs deutlichste präzisiert.

Ich ging in die Kirchengeschichte zurück, betrachtete die Lehre und die Schicksale des Pelagius näher und sah nun deutlich, wie diese beiden unvereinbaren Meinungen durch Jahrhunderte hin und her gewogt und von den Menschen, je nachdem sie mehr tätiger oder leidender Natur gewesen, aufgenommen und bekannt worden. Mich hatte der Lauf der vergangenen Jahre unabläßig zu Uebung eigener Kraft aufgefordert; in mir arbeitete eine rastlose Tätigkeit mit dem besten Willen zu moralischer Ausbildung. Die Außenwelt forderte, daß diese Tätigkeit geregelt und zum Nutzen Anderer gebraucht werden sollte, und ich hatte diese große Forderung in mir selbst zu verarbeiten. Nach allen Seiten hin war ich an die Natur gewiesen; sie war mir in ihrer Herrlichkeit erschienen; ich hatte so viele wackere und brave Menschen kennen gelernt, die sichs in ihrer Pflicht um der Pflicht willen sauer werden ließen; ihnen, ja mir selbst zu entsagen, schien mir unmöglich; die Kluft, die mich von jener Lehre trennte, ward mir deutlich.[73])

Goethes Pelagianismus quoll offensichtlich aus seiner Auffassung vom Sinn des Menschenlebens. War rastlose Tätigkeit die oberste Bestimmung des Menschen, mußte das Uebergewicht des Sündengedankens unfruchtbar, ja lähmend erscheinen. Die Hauptakzentsetzung auf das Wirken des Menschengeistes machte skeptisch gegen die Vorstellung einer Erbsündigkeit, sogar gleichgültig gegen die Moralität der Handlungen großer Menschen im Sinne durchschnittlicher Bewertung. „Größere Menschen haben ein größeres Volumen; Tugenden und Fehler haben sie mit den mindesten gemein, nur in größerer Quantität.“[74]) Außerordentliche Menschen wie Napoleon treten aus der Moralität heraus; ja schon jeder, der aus der Subordination heraustritt — denn die ist das Moralische —, oder wer von seinem Verstand zum Schaden Anderer Gebrauch macht oder diese nur dadurch einschränkt, endlich jede Tugend und jede Idee, die in die Welt tretend tyrannisch wirken, sind unmoralisch.[75]) Die Gestalt des großen Menschen hat Goethe in der Frühzeit wie in der Altersepoche lebhafter beschäftigt, während in der mittleren Periode die Gestalt des schönen Menschen sich in den Vordergrund schob.[76]) Napoleon — ein Kerl, dem wir es nicht nachmachen können, ein Mensch aus Granit, der Abgott seiner Nation im 27. Lebensjahr —, Lord Byron, einer der produktivsten Menschen, die je gelebt haben, von einzigartiger poetischer Kraft, voll rücksichtsloser Wahrhaftigkeit, doch an kein Gesetz gebunden, daher an Zügellosigkeit zu Grunde gegangen, der Großherzog Karl August, ein Mann „voll unbegrenzter Tatkraft und Unruhe, so daß sein eigenes Reich ihm viel zu klein war und das größte ihm zu klein gewesen wäre“, freilich nur, wenn der dämonische Geist über ihn kam — galten ihm als die Haupttypen. Für sie Alle prägte er in den Gesprächen mit Eckermann den Begriff der dämonischen Natur[77]) und fand seine Merkmale in folgenden Zügen: 1. Das Dämonische bildet eine der moralischen Weltordnung, wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht. 2. Eine ungeheure Kraft geht von diesen Personen aus, sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich solche Wirkung zu erstrecken vermag? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie. 3. Das Dämonische bestimmt die Lebensbahn des Helden entscheidend, schaltet mit ihm übermächtig und willkürlich, vermag sogar willenlähmend und zerstörend zu wirken, ohne daß er zu widerstehen vermag. — Das Bild des wirkenden Menschengeistes wächst ins Nachtwandlerische, ins Uebermoralische, letztlich Metaphysische hinaus.

Goethe hat sich im Einzelnen mit sozialethischen Reformen nicht viel abgegeben. Weiser Selbstbeschränkung entsprach seine Flucht vor den Niederungen praktischer Realisierungsversuche der innerlich erschauten Ideale und sein Verbleiben im Bereich prinzipieller Postulate oder künstlerischer Gestaltung. Eine starke Dosis skeptischer Vorsicht zweifelte an der Möglichkeit restloser Befriedigung der höheren ethischen Forderung durch Reformmaßnahmen, die notwendig im Trivialen zurückbleiben müssen, das Ideal nie voll verwirklichen können. Das gibt Goethe den stark konservativen Anschein. Er verkannte nicht, was Herder gegen die Erblichkeit der Fürstengewalt einzuwenden hatte, aber er meinte, nach dessen Predigt am Geburtsfest des Erbprinzen, bei so harter Manier, wie Herder die Dinge sage, bleibe einem Fürsten nach solcher Predigt nichts übrig als abzudanken,[78]) und er ließ in Handhabung des Zensorstiftes eine literarische Aeußerung Herders über die Regierungsformen mehrmals umarbeiten.[79] Es ist bekannt, daß er der Beobachtung Beethovens in Teplitz als ein Byzantiner erschien.[80]) Er empörte sich über die demokratische Neigung, den Adel abzuschaffen,[81]) und verwarf den „Unfug“ der Pressefreiheit.[82]) Er bedauerte die armen Kohlenbrenner, Holzhauer und Glasbläser des Thüringer Waldes, die das ganze Jahr weder Brot noch Butter noch Bier zu sehen kriegen und nur von Erdäpfeln und Ziegenmilch leben, ja er blickte bewundernd zu ihnen auf, weil alle heiterer seien „als unsereiner, dessen Kahn sich so vollgepackt hat, daß er jeden Augenblick fürchten muß, mit der ganzen Ladung unterzugehen“.[83]) Aber von Versuchen, das Los der unteren Stände durchgreifend zu ändern, hielt er ängstlich die Finger fern, ja er billigte mit Emphase die Verhaftung der kommunistischen Saint-Simonisten, jener „Narren“, die sich einbildeten, die Vorsehung spielen und jeden nach seinem Verdienst belohnen zu können.[84])

Er verabscheute den Krieg, den er aus eigener Anschauung kannte, als Störung aller ruhigen Bildung, als Degradation der Menschen zur rohen Stärke aller Leidenschaften,[85]) als Krankheit, die alle zur Gesunderhaltung dienenden Säfte nur verbrauche, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes zu nähren.[86]) Niemand ist glücklich, auch wenn er vorbei ist;

[70]) Dichtung und Wahrheit XII.
[71]) „Brief des Pastors zu . . . an den neuen Pastor zu . . .“ 1773.
[72]) Dichtung und Wahrheit VIII.
[73]) Dichtung und Wahrheit XV.
[74]) Zu Riemer, 29. Dez. 1812.
[75]) Zu Riemer, 3. Febr. 1807.
[76]) Werner Schultz, Die Charakterologie des großen Menschen in d. Gespr. mit Eckermann (Jahrbuch der Goethegesellschaft Bd. 17) 1931.
[77]) Siehe die Fundstellen bei W. Schultz a. a. O.
[78]) Brief Herders an Hamann am 9. Febr. 1783.
[79]) Ideen IX, 4. Ausgabe von B. Suphan XIII, S. 448 ff.
[80]) An seinem Großherzog mindestens hing Goethe in unanzweifelbar echter Liebe. Vgl. das ergreifende, auch warm vaterländische, stark antifranzösische Gespräch mit Falk am 9. Mai 1808.
[81]) An Zelter, 17. Sept. 1831.
[82]) Er schrieb an den befreundeten Jenaer Buchhändler Frommann am 21. Mai 1831 einen mißbilligenden Brief wegen Aufnahme eines Artikels über Rekrutenmißhandlung in den „Thüringer Volksfreund“.
[83]) Brief an den Grafen Reinhard am 7. Sept. 1831.
[84]) An Zelter, 28. Juni 1831.
[85]) Zum Züricher Pfarrer Geßner am 22. Okt. 1797.
[86]) An Riemer, 13. Dez. 1806.

selbst die an beständiges Siegen gewöhnte Armee, wie die preußische Friedrichs d. Gr., ist dadurch nur verwöhnt worden, so daß sie in späterer Zeit aus zu großem Selbstvertrauen viele Schlachten verlor.[87]) Wenn Goethe, der Realist, auf der Höhe des Teplitzer Schloßbergs an all das Unglück gedenkt, das über Deutschlands so blühende Länder, besonders über die unteren Volksklassen, ja über die Kultur von Jahrhunderten durch den bevorstehenden Krieg[88]) kommen werde, so möchte er dem gigantischen Helden unseres Säkulums, um ihm Friedensgedanken einzuhauchen, auch nur den hundertsten Teil jener Empfindungen eingeben können, die ihn jeden Morgen für die Menschen in jenem gottgesegneten stillen Tal durchströmten. Den militärischen Interessen seines Fürsten abgeneigt, trat er in die Kriegskommission nur ein, um den Finanzen durch die Kriegskasse aufzuhelfen, weil dort am ersten Ersparnisse zu machen waren. So war er froh, daraus einmal der Herzogin 1000 Louisdors zu einer Badereise nach Aachen auszahlen zu können.[89]) Aber zu einer energischen Abwehr des großherzoglichen Soldatenspiels hat er sich nie aufgerafft, geschweige zu einer großzügigen Proklamation der Friedensidee, wie Kants Traktat „Zum ewigen Frieden" sie bedeutete. Und so wird man mit leichter Mühe Halbheiten, ja Schwächen in konkreter Situation buchen können; tiefere Betrachtung erkennt jedoch, daß von einem Manne, der mit dem Blick des Naturforschers einfach feststellte, es gebe eben auch solche Käuze, nichts anderes zu erwarten war, als daß er ohne die Leidenschaft des fordernden Ethikers seinen Freunden entgegentrat. Dennoch gehört Goethe auf die Seite derer, denen die Humanität als Verwirklichung der Menschenwürde im Menschenland voranleuchtet.

Sein grundsätzliches Humanitätsdenken spricht sich am schönsten und umfassendsten in dem 1795 geschriebenen und in Schillers „Horen" veröffentlichten „Märchen" (von der grünen Schlange) aus, dessen etwa 50 Auslegungsversuche[90]) philosophischer, politischer, naturwissenschaftlicher, freimaurerischer, individualpsychologischer, literaturgeschichtlicher oder anthroposophischer Art durch eine eigene mehr parabolische als allegorische, d. h. nicht jedes einzelne Märchenmotiv einbauende Deutung ergänzt werden mögen. Sie geht aus von dem Klagelied der verwunschenen Lilie:

> Entfernt vom süßen menschlichen Genusse,
> Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
> Ach! Warum steht der Tempel nicht am Flusse,
> Ach! Warum ist die Brücke nicht gebaut!

Die Not der Menschheit ist das durch den Fluß veranschaulichte Getrenntsein. Ihre Ueberwindung wird erhofft und verwirklicht durch Herstellung einer Brücke von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk. Ihr Bau erwächst nicht aus praktischer Zweckerwägung, sondern im Schwung des Opferethos, das sich in der weisheitsvollen Schlange verkörpert. Als bleibende Wacht muß neben der Brücke der Tempel stehen, das Sinnbild der Humanitätsreligion. Der Mann mit der Lampe, der die wunderbare Fähigkeit eignet, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, tote Tiere in Edelsteine zu verwandeln und alle Metalle zu zernichten,[91]) repräsentiert die Religion; als „heiliger Vater" wird er bezeichnet, ihm zur Seite steht die abergläubische Gattin. Die Lilie, die alles Lebendige durch ihre Berührung tötet und Kunstwerke aus totem Material lebendig macht, ist die idealistische Kunst — etwa im Sinne Schillers: „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn."[92]) Am Schluß entfremdet sie sich nicht mehr dem Leben, sondern beglückt mit der Kraft der Liebe, die „nicht herrscht, sondern bildet — und das ist mehr." In der neuen Welt regiert als Gemahl der Lilie ein neuer König, innerlich Gewalt, Kunstliebe und Weisheit wahrhaft verbindend. Die Irrlichter erkennt man an ihrer sehr behenden Sprache und ihrem häufigen Gelächter unschwer als die Art der französischen Aufklärung. Sofern auch sie die edle Schlange mit ihren Ideen nähren, spricht der Relativismus des Dichters auch ihnen eine gute Wirkung zu. Der große Riese, dessen Körper nichts, sein Schatten alles vermag, ist ein Sinnbild der Geschichte, die ihren Schatten vorauswirft und zuletzt als historische Erkenntnis, auf das Gewesene deutend, rückwärts wendet. Die moralische Quintessenz der Dichtung faßt der Alte mit der Lampe in folgendem Mahnwort zusammen: „Ein Einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt. Aufschieben wollen wir und hoffen." Mit dem letzten Satz ist Goethes Humanitätsdenken unübertrefflich gekennzeichnet. Nichts überstürzen im utopistischen Drang, aber nicht wanken im Glauben an das Ziel, war seine Losung. Aufschieben und hoffen!

Kiel Karl Aner

(Schluß folgt)

[87]) Zu Eckermann, 25. Febr. 1824.
[88]) Am 27. Mai 1813 zu dem österreichischen Hauptmann Freiherr v. Heß.
[89]) Zu Kanzler v. Müller, 31. März 1831.
[90]) Vgl. die Reclamhefte 6581—6583: „Goethes Märchen" von Theodor Friedrich.
[91]) „Diese Wirkung zu äußern, mußte sie aber ganz allein leuchten. Wenn ein ander Licht neben ihr war, wirkte sie nur einen schönen hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch sie erquickt."
[92]) Die Götter Griechenlands.

Völkische Bewegung und freie Theologie

Ueber die Bedeutung der deutschen völkischen Bewegung nach dem Weltkriege von 1914—1918 wird einmal die Geschichte ihr Urteil zu sprechen haben. Wir Gegenwärtigen sind noch zu unfrei, um über den Parteien des Augenblicks zu stehen. Die Gerechtigkeit müßte erfordern, beiden Richtungen — wenn man so sagen darf: rechts und links — Gehör zu schenken. Es ist nicht ausgemacht, daß das Niemand fertig bringt, daß wir also auf die Unparteilichkeit einer späteren Zeit zu warten hätten. Im Gegenteil, die Forderung des Hörens auf beide Seiten erfüllt sich uns nur zu leicht darin, daß wir unfreiwillig in uns selbst einen Rechtsstreit zwischen Kopf und Herz durchzufechten haben und doch nicht bis zu Ende durchfechten können. Nämlich so, daß ruhige Ueberlegung sich für Weltbefriedung entscheidet, das widerspenstige Herz aber es nicht lassen kann, bei jeder gebotenen Gelegenheit auf die spontanen Töne warmer Volks- und Heimatsbegeisterung zu lauschen. Nicht einmal so einfach wird die Sache immer liegen; denn genau umgekehrt kann auch das Herz für weltweite Menschlichkeit sprechen und die ruhige Einsicht für den Vorrang der Wahrnehmung der Vaterlandsinteressen. Und die beiden Fälle können sich mischen bei ein und demselben Frager. Ein klares Urteil wird darum schwerlich so bald zustande kommen. Auch der sonst pazifistisch Eingestellte entgeht nicht leicht einer geheimen Freude an der starken nationalsozialistischen Welle, wie an allem, was die Gegenwart an ihr eigenen Gedanken zuerst an der Jugend ausprobiert, überhaupt an allem, was Kraft und Farbe hat. Ja, er bewahrt sich kaum vor einem heimlichen Grausen, wenn er den Versuch macht, sich diesen Ton, nachdem er einmal erschollen ist, aus der politischen Symphonie wieder wegzudenken.

Der Unterschied der politischen Auffassung vereint sich mit einer Verschiedenheit der religiösen Eingestelltheit. Aber Religion ist auf beiden Seiten. Der Nationalismus kann sich mit gleichem Rechte wie der Kosmopolitismus auf ernsthaft religiöse, ja auf bestimmt christliche Besinnungen stützen. „Vergötzung des Volkstums" ist ein ebenso häßliches und falsches Kampfwort wie „Völkerbrei". Es ist ja neben der Schwäche auch die Stärke der völkischen Sache, daß sie auf Gefühlsuntergründen ruht, auf denen die gedanklichen Theorien erst in zweiter Linie errichtet werden. So liegt es nahe, in diesen Untergründen irrationaler Gefühle auch nach solchen religiöser Art zu suchen. Wer will hier überhaupt analysieren, sezieren, trennen zwischen religiös und nicht religiös, wenn das Gemüt im tiefsten erregt ist und der Mensch spürt, daß etwas Heiliges ihn aufruft! Wer wollte gar so entsetzlich engherzig sein und vorsorgend, ehe er irgendeine religiöse Wahrheit und Tiefe anerkennt, die Frage stellen, ob auch etwas von menschlicher Sündenerkenntnis und rechtfertigender Gottesgnade darin vorkomme! Gerade daß es eine mächtige fromme Bewegung gibt, die um ganz andere Dinge geht, die des freien Christen-

tums, beweist ja zur Genüge, daß wir bei solcher willkürlichen, selbstmörderischen Verengerung des Christlichen und Kirchlichen nicht stehen bleiben dürfen.

Die Frage, wie sich zu dieser immer noch vorherrschenden und anderseits zu einer freieren, vorurteilslosen Auffassung des kirchlichen Christentums die völkische Begeisterungswelle mit ihrer religiösen Seite verhalte, ist längst gestellt worden. Aber von einer endgültigen Klärung sind wir noch so weit entfernt, wie die Bewegung selbst, auch im Politischen und Wirtschaftlichen gesehen, es noch ist. Und da scheint es mir, wie wenn sogar die Richtung, in der die bisher versuchten Antworten laufen, verfehlt sei! Denn man sucht immer nach einer Anbindung der völkischen Wiederbesinnung an die kirchliche. So zutreffend es nun ist, auf kirchlich-theologischem Gebiete die derzeitige Neuorthodoxie und Reformationsromantik nach altem Schema auf die „rechte" Seite zu stellen, so fraglich ist es ja schon, ob es ganz richtig ist, etwa den Nationalsozialismus mit seinem „dritten Reich", trotz der engen Fühlung mit der konservativen Partei, den Deutschnationalen, politisch auf die entsprechende Seite zu verweisen. Auf alle Fälle aber sollte endlich die gar zu plump mechanische, oft tendenziöse Zusammenstellung von politisch und kirchlich-theologisch „rechts" einerseits und politisch und kirchlich-theologisch „links" andererseits aufgegeben werden. Nicht nur personell stimmt das nicht mehr, sondern auch sachlich. Ja, ich möchte gerade die These verfechten, daß umgekehrt die völkische Bewegung, auf ihre religiösen Untergründe angesehen, ganz nahe mit der freien Theologie zusammengehört und mit dem auf sie gegründeten kirchlichen Ketzertum! (Es wird hoffentlich Niemand hier unsachlich die Absicht herausschnüffeln wollen, sich opportunistisch der augenblicklichen Witterungslage anzubequemen und um den kirchlichen Wahlzettel des z. Z. mächtigen Nationalsozialismus für den kirchlichen Liberalismus zu betteln!)

Auf den ersten Blick zwar scheint ja die übliche Zusammenschau: rechts zu rechts und links zu links, doch immer noch ihren guten Grund zu haben. Links die Weite der Sicht, das Suchen, Finden und Anerkennen verwandter Geistesregungen in aller Welt, religiöser Kosmopolitismus und Pazifismus entsprechend dem politisch-kulturellen. Rechts die Enge der Sicht, die Intoleranz und Ueberhebung im völkischen (Antisemitismus!) wie im theologisch-orthodoxen Partikularismus, das Zurückgreifen auf alleinseligmachendes altes Erbgut und verächtliches Sichstemmen gegen modern-fortschrittliche Ideen.

Trotzdem behaupte ich, daß freier Protestantismus und nationale Bewegung einander näher stehen, als beiderseits im allgemeinen gesehen wird, und daß kirchliche Orthodoxie, auch in der besonderen Erscheinung der dialektischen Theologie, abseits von beiden weit entfernt ganz für sich steht.

*

Man erlaube eine Trivialität: Es ist eine sehr naheliegende Vorstellung, wie viel besser es um das deutsche Volk als Volk stände, wenn es nicht in die zwei großen Konfessionen zerspalten wäre, wenn also entweder die Reformation nicht gekommen oder noch besser die Gegenreformation ausgeblieben wäre. Was könnte daraus gefolgert werden? Daß eine Ueberwindung der unseligen Kluft, ohne das Christentum selbst preiszugeben, nur möglich ist, wenn beiderseits dasjenige, worin sich mit der eigensinnigsten Strenge das konfessionell Scheidende ausspricht, geopfert würde. Also hier die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, wenigstens in ihrer zentralen Stellung, dort die von der hierarchischen Autorität. Zu solchem einschneidenden Opfer sind am ehesten bereit eben jene Menschen mit der Weite des Blicks. Sie sind ja in beiden Kirchen vermöge derselben Blickweite schon längst von jener Zentralisierung abgerückt. So ist die Erweichung des herkömmlich Konfessionellen aus Geboten der aufgeklärten Toleranz bekanntlich ein alter Gedanke einer freien, aber darum nicht minder frommen Christlichkeit. Daß damit das Wesenhafte eines „tiefer" verstandenen Christentums preisgegeben werde, dieser Vorwurf wird natürlich heute wie immer zurückgewiesen. Trotzdem steht ebenso selbstverständlich der Gegenseite heute wie einst eine ganze Rüstkammer von Wörtern zur Verfügung, wie „Entleerung", „Verflachung", „Verwässerung", die höhnische Zusammenstellung mit Reformjudentum, Jungtürkentum usw. Man wird sich aber dort hüten müssen, daß man mit der Verketzerung eines solchen konfessionell entleerten, also vereinfachten Christentums nicht den Heros eponymus des Christentums, Jesus selbst, trifft! Denn es ist immerhin möglich, daß die Entfaltung sowohl des römischen wie des wittenbergischen Christentums nur durch Ablenkung von der geraden Linie der ursprungsgemäßen Entwicklung, durch Hinzutritt wesensfremder Elemente, so habe geschehen können, daß also keine der beiden Gestaltungen — auch keine der sonst versuchten — im Keime der Begründung gelegen habe. Jedenfalls ist hier für Hypothesen und Konstruktionen sehr viel Raum frei. Und es gab und gibt nicht wenige Auffassungen von Jesus und seinen Absichten, die sich von jeder der kirchlich approbierten Darstellungen entfernen. Die Reformation ist nicht der einzige Versuch geblieben, revolutionär auf den Ursprung zurückzugehen, um von da den Weg noch einmal zu suchen. Zu einer Vereinfachung wird solches Bestreben aber immer führen. Jede große geistesgeschichtliche Tat, also auch jede religiöse Offenbarung, läuft wohl schließlich auf eine Vereinfachung hinaus, weil von Gott aus die Welt gewiß ganz einfach aussieht. Man darf also nicht jeden derartigen Vereinfachungsversuch mit dem Mißerfolg der Religionsversöhnung in der Aufklärungszeit zusammenhalten, um ihn damit abzutun.

Natürlich ist es trotzdem ein erklecklich kühner Traum: die beiderseitigen Intellektuellen für eine beiderseits schmackhafte Vereinfachung ohne Verlust des Wesentlichen in Anspruch zu nehmen. Sie, die sonst im Ganzen als die Gleichgültigen, Uninteressierten gelten, sollen nun nur auf den Vorzug der konfessionellen Vorurteilsfreiheit hin angesehen werden. Diese also müßten sich verstehen und auf unschwer festzustellendem gemeinsamem Boden finden können. Denn sicher kommen hierfür nicht in Frage diejenigen in allen Konfessionen vorhandenen Laien, die die Theologen und Kirchenmänner an konfessionellem Fanatismus noch überbieten, also den Gegensatz möglichst verschärfen. Diese stehen ja von jenen im weitherzigeren Sinne religiösen Laien und den freien Theologen ganz weit weg. Die notorisch Nichtkonfessionellen also, die leicht auch die notorisch Unkirchlichen sein können, sollten auf dem Grunde des Restes von religiösem Interesse, von Gläubigkeit und aktivistischer Kirchlichkeit noch einmal sich öffnen für den kirchlichen Gedanken!

Aber auch dieser Traum ist schon geträumt worden. Und neuerdings wird er wieder geträumt, aber auf einer neuen Grundlage. Und das ist eben die des völkischen Gedankens, wobei der Gesichtspunkt der Intellektualität und des freien Blicks hinter dem des völkischen Sinnes verschwindet. Denn eine neue Kirche, die die beiden bisher mächtigen Kirchen ablöst, eine zeitgemäße und vor allem volksgemäße Kirche, das ist ja — die Bezeichnung legt sich nahe — die „dritte Kirche"! Und damit stehen wir, wie mit dem „dritten Reich", plötzlich mitten in den nationalsozialistischen — nun, man nenne es ruhig, solange Spott möglich ist — Illusionen, Phantasien!

Denn wenn Hitler für das deutsche Volk ein „positives Christentum" wünscht, so ist das zuerst einmal nicht das, was man sonst unter „positiv" versteht und so wahrscheinlich auch in kirchlichen Wahlkämpfen ausnützen wird. Das wäre ja wieder schroffe Konfessionalität, extreme Lutherstimmung. Und Hitler denkt sich doch, mögen seine Beweggründe auch mehr politisch als religiös sein, eine Einigung der Deutschen unter dem Banner dieser positiven Religiosität. Auch die Katholiken sollen dabei sein, aber als deutsche Katholiken, also frei von Rom. Müssen diese das, was an ihrer Christentumsgestaltung als das Wesentliche galt, aufgeben, so wird billigerweise von den Protestanten dasselbe verlangt werden müssen. Nicht als ob nach dieser Abstreifung schon positiv das neue deutsche Christentum dastünde; aber dem gegenseitigen Verstehen auch im Religiösen wäre der Weg geebnet. Die Einigung soll nicht nur im Politischen gelingen, sondern bis in die Tiefe der Seelen hinabreichen. Einigung heißt natürlich noch lange nicht Gleichmachung.

Da haben wir wieder den alten Glauben. Und es ist wohl auch folgerichtig, daß zu dieser einigenden Tat zu allererst diejenigen aufgerufen werden, die überhaupt fähig sind, sie zu begreifen, jene mit dem weiten Blick. Mag dem Wunsche eine schwindelerregende Kühnheit anhaften, er paßt doch in die Zeit, und er ist ein Punkt eines ernstlich aufgestellten Programms, muß also zur Diskussion gestellt werden. Ein Christentum, das weder extrem römisch noch extrem wittenbergisch, dabei doch in aller Tiefe christlich und deutsch ist und auch immer noch Verschiedenheiten zuläßt, die aber nicht mehr an der Last der historischen Feindschaft zu tragen haben! So gewinnt jener abgegriffen triviale Gedanke auf einmal Blut und Farbe. — Nebenbei bemerkt, ist der Gedanke der dritten Kirche doch nicht so ganz neu: man erinnere sich an Wilhelm Buschs Base Angelika, die das Erbe der beiden komischen Tanten Pauline und Petrine antritt!

*

Nun hat sich seit dem Bestehen der nationalistischen Bewegung tatsächlich eine mit ihr verbundene Theologie zu entwickeln begonnen. Und sie stellt sich als einen unverkennbaren Vorstoß gegen die konfessionell-evangelische Theologie dar. Auch wo sie sich nicht, wie die schon deutlicher abgegrenzte Theologie der „Deutschkirche", in äußerster Feindschaft gegen das Alte Testament wendet, bedroht sie doch durch die bloße Aufwerfung der Rassenfrage und deren Zusammenschau mit dem Religiösen den Bau des alten Kirchenglaubens. Denn dieser ist nun einmal aus Bausteinen zusammengefügt, die von verschiedenen Rassen beigesteuert worden sind.

Und doch verzehrt sich die neue religiöse Gedankenwelt nicht in protestierender Verneinung. Vor dem Blick steht ein neuer „deutscher Mensch", nicht Wodans-, sondern immer noch Christusanbeter. Aber er deckt sich nicht mit dem „christlichen Menschen" der Ueberlieferung. Er hat vor allem erdhaftere, selbst- und kraftbewußtere, optimistischere Züge. Im schärfsten Gegensatz besonders zu neuesten theologischen Stimmungen rückt diese völkische Theologie den Menschen wieder näher an Gott heran. Sie läßt bei aller kindlich-frohen Demut die fatale Kluft, die gegenseitige Ausschließlichkeit, das absolute „Andersein" Gottes gegenüber dem Menschen und des Menschen gegenüber Gott nicht gelten. Sie gibt den Menschen auch nicht rettungslos verloren wegen seiner wesenhaft unveränderlichen gottfernen Sündhaftigkeit; sondern sie glaubt an das, was Gott — nicht umsonst — in den Menschen gelegt hat, und sieht es weiter sich in Richtung auf Gott mit Gottes Hilfe, unter seiner sozusagen magnetischen Einwirkung, entwickeln. Erlösung ist Entwicklung. Auch diese Theologie greift über lange Vergangenheiten auf Jesus zurück und hört freudig aus seinen Worten den Glauben Gottes an seinen Menschen, das Vertrauen des Vaters auf seine Kinder, heraus.

Damit stellt sie sich allerdings auch in einen gewissen Gegensatz zu Luther. Zwar verehrt sie ihn mit nationalem Stolz als den großen Deutschen. Aber er ist doch nur Einer unter Vielen. Luther und Goethe in einer Linie zu schauen, das z. B. ist ja einer konfessionellen Theologie unmöglich. Jene stellt auch den Reformator in ihren Entwicklungsglauben hinein. Er ist also nicht, wie man ihn sonst zur Zeit gerne ansieht, der Unüberbietbare, der das schlechterdings Letzte gesagt hat. Sie sieht vor allem in ihm den Befreier deutschen Wesens von der fremdrassigen Bevormundung durch Rom. Es ist aber die Frage, wieviel auch bei Luther dennoch von fremdem Wesen im deutschen Christentum ungewußt stehengeblieben ist. Luther holt aus der Bibel nicht eigentlich das heraus, was den „deutschen Menschen" darin am meisten von Herzen erfreut. Nicht den Gottverwandten, der sich stolz von Gott erfüllt, begabt, geführt, gehoben und zu großen Dingen ausersehen weiß. Sondern den, in dessen Wesen nichts Gutes ist, den „stinkenden Sünder", der darum ganz allein auf Gnade angewiesen ist. Darin kann man vielleicht den semitischen Einschlag ins Christentum erblicken. Die Sündenangst als die Angst des Sklaven vor dem despotischen Herrn, vor dem er immer nichtswürdig, immer im Unrecht ist. Der romanische Einschlag, der wieder mehr von Menschenwürde auch vor Gott weiß, wäre dann in derselben Sündenlehre das gedachte Rechtsverhältnis zwischen Mensch und Gott, wonach auch vom Menschen etwas zur abverdienenden Tilgung der Schuld geschehen kann, diesem also die Hände dazu freigelassen werden müssen. Man versteht gerne, wie Luther diesen Menschen (nicht den romanischen, sondern den semitischen) im Auge haben mußte. Konnte doch nur durch allerschärfste Hervorkehrung der menschlichen Sündhaftigkeit und Hilflosigkeit die im römischen System liegende Einschiebung menschlicher Instanzen zwischen Menschen und Gott, sowie die falsche Hoffnung, daß der Mensch aus eigener Kraft ohne die freie Gnade Gottes etwas zu seinem Heil leisten könne, zu Fall gebracht werden. Aber man erkennt auch, daß Luther nur den ersten Schritt getan hat und die Befreiung nicht vollständig war. Also muß nach jenem Glauben an die Entwicklung des deutschen Geistes der Weg über ihn hinaus noch weiter gehn. Denn Luthers Mensch ist trotz der Entromanisierung immer noch nicht der deutsche, der sieghafte, sonnenhafte, der hoch aufgerichtet ins Licht blickende, der sich seines Gottes freut, nicht weil Gott zu des Menschen Gericht und Heil der ganz Andere ist, sondern umgekehrt, weil Gott in ihm wohnt und weil er, der Mensch, Teil hat an Gottes, seines Vaters, Natur und Geist.

*

Nun die freie Theologie. Sie wahrt ihre Freiheit nicht bloß gegen jeden orthodoxen Bindungsversuch, sondern auch innerhalb ihrer eigenen Kreise. Es gibt keine liberale Dogmatik. Diese Freiheit gestattet dem Einen, mit derselben Entschiedenheit, mit der er alles Uebrige als unwesentlich tilgt oder beläßt, an dem Zentraldogma der Reformation, der Rechtfertigung durch den Glauben allein, festzuhalten. Dem Anderen gestattet sie, auch diesem Dogma gegenüber sich kritisch zu verhalten, weil seine Wurzel erst bei Paulus, nicht schon bei Jesus, liege, dafür aber solche religiösen Werte hervorzuholen, die eben durch jene starke Konzentrierung zum Verkümmern verurteilt waren, also religiös wieder mehr in die Weite statt in die Enge zu gehen. In jedem Falle aber will diese Theologie kämpfen für die Freiheit Gottes von den Menschen. Sie kämpft jedoch nicht bloß wie Luther dagegen, daß in katholisch-semipelagianischer Weise Gott durch menschlich anspruchsvolle Werke entrechtet werde, sondern auch gegen die menschlich bindenden Formulierungen von Gottes Wesen und Willen. Also Verteidigung Gottes gegen das Dogma, ja gegen eine unkritisch verabsolutierte Bibel. Genau genommen gab es ja noch nie eine Theologie auf christlichem Boden (bei den Juden war es anders), die nicht Kritik an der Bibel übte, durch willkürliche Auslese dessen, was sie als die Hauptsache erklärte. Aber die dogmatische Auslesekritik wird ersetzt durch die historische, die sicher unbestechlicher ist. Auch der freien Theologie liegt daran, so nahe wie möglich zum Urquell zurückzudringen, also zum geschichtlich wirklichen Jesus und seiner noch unvermenschlichten und unverkirchlichten Verkündigung. In dem Bestreben nun, das menschlich Bedingte als solches zu erkennen und auszuscheiden, trifft sie — wie die völkische Theologie! — naturgemäß das Semitische in der Bibel so gut wie das spätere Griechische und Romanische in den Glaubensformulierungen. Sie begehrt das göttlich Zeitlose zu erkennen, um es über die Zwischenzeiten hinweg in unsere Zeit zu versetzen, zur unmittelbaren Aneignung durch den Menschen der Gegenwart. Nimmt zwar auch so die göttliche Uroffenbarung zeitbedingten Charakter an, so weiß man ja, daß sie ohne menschlich-zeitliche Gestalt überhaupt nicht auf Erden wohnen kann. Aber man sieht die Wahrhaftigkeit solcher selbsterlebten Gestaltung an Stelle der unwahrhaftigen Uebernahme früherer, ebenso zeitgebundener Gestaltungen.

Man könnte also Aehnlichkeit und Verschiedenheit der völkischen und der historisch-kritischen Theologie so zu fixieren suchen: die kritische Theologie richtet sich auf den Unterschied der Zeiten, damit der Kulturhöhe, der Denkformen usw. Und sie überträgt das Zeitlose aus fremden Zeitgebundenheiten in die eigene Zeitgebundenheit: „Wie wir heute Jesus sehen." Die völkische Theologie dagegen richtet sich auf den Unterschied der Rasse, man könnte sagen: des geographischen

Ortes, damit der Charaktereigenschaften und ebenfalls der Denkweise derjenigen Menschen, die für die Aufnahme und Gestaltung des gegebenen Göttlichen in Betracht kommen. Und sie überträgt das Rasselose (weil überhaupt Uebermenschliche) aus fremden Rassegebundenheiten in die eigene Rassegebundenheit. „Wie wir Deutschen Jesus haben."

Die Aehnlichkeit erweist sich als eine auffallende Parallelität. Die Ungleichheit wird noch dadurch klar, daß die kritische Theologie sehr leicht die Wandlung des Ortes übersieht, die völkische Theologie die Wandlung der Zeit. Die erstere neigt dazu, bei dem (von der Schau aus späteren Zeiten zwar befreiten) Ursprungschristentum europäisch-abendländisches oder undifferenziert unräumliches Wesen zu suchen, wo doch semitisches Wesen die Zeitgestalt mitbestimmt hat. Die andere Theologie neigt dazu, bei der Ablehnung des Semitischen in der Bibel das damalige Semitische zeitlos mit dem heutigen Semitischen (Jude ist Jude) und ebenso bei der neuen Synthese Urchristentum-Deutschtum das heutige „Deutschtum" mit Urgermanentum idealisierend zu vereinerleien.

Aber die Ungleichheit bedeutet angesichts der bestehenden Parallelität gegenseitige Ergänzung. Mit der Verwandtschaft der beiden Bestrebungen erhellt zugleich der weite Abstand beider von der Orthodoxie jeder Art. Denn diese geht sowohl nach völkischer wie nach historisch-kritischer Beurteilung zu weit darin, daß sie für menschlich Gewordenes die Unverbrüchlichkeit fordert, die nur dem wirklich Göttlichen zukommt, weil es allein zeitlos und ortlos ist. So müßte es doch möglich und fruchtbar sein, diese beiden Theologien einander näher zu bringen. Dazu ist es nötig, daß zuerst einmal auch hier, ja gerade hier, die deutsche Zwietrachtsfreudigkeit einen Stoß bekäme. Zwischen konservativ und fortschrittlich, den beiden großen Grundrichtungen des Denkens, wird der Gegensatz ja immer bleiben und in der Befruchtung des geistigen Lebens seine Rechtfertigung finden. Aber eine Schlägerei zwischen den beiden von der Orthodoxie befreiten Theologien, freiem Protestantismus und Deutschchristentum, kann nur den Eindruck unnötiger Kleinlichkeit machen. Es erinnert fast an die Stellungnahme des Augsburger Bekenntnisses zu gewissen Ketzergruppen, wenn M. R. Gerstenhauer in seiner sonst aufschlußreichen und in vielem äußerst erfreulichen Schrift „Was ist Deutsch-Christentum?" (Verlag der Deutschkirche, ohne Jahreszahl) auf S. 50 mit auffallendem Eifer von uns abrückt. Auch er folgt dem reichlich abgenützten Gerede über die freie Theologie, die er z. B. einfach mit dem Rationalismus in ein Fach stellt. Er erzählt, daß die freien Theologen „vom Glaubensinhalt der Orthodoxen soundsoviel wegnehmen (subtrahieren), ihn dünner und seichter machen, so daß ihre Religion nicht virtuell, sondern nur graduell von derjenigen der Orthodoxen verschieden ist", und daß sie „das Göttliche und Unvergängliche abhängig machen wollen von dem jeweiligen Stande der Erkenntnis, der Wissenschaft". Wie oft muß man es wieder sagen, daß wir genau entgegengesetzt durch die Erkenntnisse der Wissenschaft die menschlichen Verkleidungen des Göttlichen herabreißen wollen, damit das Göttliche, das wir selbst auch nicht von ferne anrühren, sich zeigen soll! Das Deutschchristentum zerstört gewisse „judenchristliche" Dogmen — es sind dieselben, gegen die wir kämpfen. Auch die deutschchristliche Theologie ist eine freie Theologie! Und wenn seine Vertreter erklären, daß das sein müsse, damit hinter den Trümmern der echte Jesus, der dem Germanen so geistesverwandt sei, sichtbar werde, so müßten gerade sie am meisten Verständnis dafür haben, daß auch unsere auf den ersten Blick negative und darum ebenso angefochtene Arbeit in demselben Sinne positiv aufbauend ist. Denn der jetzt wieder unbefangen angeschaute Jesus ist viel größer als der in das Glaubensdiktat der Mythen und der theologisch-juristischen Systeme gebannte Jesus. Auch unsere Arbeit ist Reformationsarbeit, denn sie gräbt verschüttete Schätze aus. Sie macht gefesselte Kräfte frei — also doch der virtuelle Unterschied von der Orthodoxie! Auch die freie Stellung zum Alten Testament ist beiden Richtungen gemeinsam, während die Orthodoxie sich noch nie mit voller Entschiedenheit von dem dogmatischen Zwang der Gleichbewertung beider Bibelteile losgesagt hat.

So kann es ruhig bei der natürlichen Bundesgenossenschaft bleiben. Die Ergänzung denke ich mir in folgender Weise: Es mag sein, daß die Stärke der deutschchristlichen Theologie das heiß bewegte Gefühl, die der freien Theologie die ruhig-mutige Einsicht ist. Soweit auf beiden Seiten die Gefahr der Einseitigkeit besteht, ist es natürlich, daß eine die andere zur Hilfe braucht. Es schadet nichts, wenn das lebhafte Gefühl der völkischen Christentumsauffassung, das manchmal auf theologische und geschichtskritische Abenteuer ausgeht, von uns her wissenschaftlich reguliert wird; ebenso kann der Freiprotestantismus wohl etwas mehr Gefühlsleitung brauchen, die er aber, ohne unverzeihlich rückfällig zu werden, nicht wieder dort suchen darf, von wo er befreit hergekommen ist. Beide aber, Gefühlsglut und ruhige Einsicht, müssen und können dazu helfen, das Christentum in neuer Lebendigkeit und wirklicher Volkstümlichkeit dem deutschen Volkstum der heutigen Zeit einzubetten, um Verlorenes wiederzugewinnen, solange es noch nicht zu spät ist. Dann wird die Einbettung nicht mehr gestört werden durch die aus dem Volksgefühl empordringenden Empfindungen von etwas aufgedrängt Fremdem; dann sind diejenigen Einsichten und hochwertigen religiösen Regungen, die bisher der Zeitgemäßheit des kirchlichen Christentums entgegentraten, selbst mit an diesem Prozeß neuer Vereinigung von „deutsch" und „christlich" beteiligt. Daß von völkischer Seite diese Verbindung zum einseitigen Nutzen des Volkstums gesucht und damit das überweltliche Christentum einer innerweltlichen Sache dienstbar gemacht werde, ist eine Unterstellung, die wenigstens nicht allgemein zutrifft. Mag es völkische Fanatiker geben, die das Christentum zum Mittel für diesen Zweck erniedrigen möchten, so besteht doch auch die gerechtere Anschauung, die gewiß bei fortschreitender Klärung zum Siege kommen wird, daß umgekehrt die Hebung des Volkstums dem Christentum förderlich sein werde. Denn ein geläutertes Deutschtum ist für ebenso geläutertes Christentum viel aufnahmefähiger als bisher. Erst ein deutsches Christentum kann dem deutschen Volke wirklich zu eigen werden und so die Kluft zwischen dem traditionellen Christentum und großen Teilen des Volkes endlich überwinden. Vor allem aber wird durch diesen Vorgang unserem Volke das gegeben werden, was es heute am nötigsten braucht: Werdekraft und Mut.

Heidelberg Andreas Duhm

Der Geist der Sozialpolitik und die Wirtschaftsnot

(Schluß)

6

Im Großbetriebe finden sich die Arbeitgeber auch mit der Massennormierungstechnik der jüngsten Sozialpolitik meist leichter ab als die Arbeitgeber sonst. Das gilt insbesondere von der gesetzlichen Arbeitszeitregelung. Mit dem Achtstundentag-Prinzip haben sie zwar alle wohl ihren Frieden gemacht; aber gegen die im Vergleich zum Auslande recht schematische Anwendung des Prinzips regte sich bis zur jetzigen Krisis ein sachlich nicht unbegründetes Emanzipationsbestreben der an Konjunktur- und Kapazitätsgrenzen stark anschmiegungsbedürftigen kleineren Betriebe. Die Belegschaften sind dabei, zumal da Ueberstunden gut bezahlt wurden, oft mit den Arbeitgebern heimlich mitgegangen. Aber zwischen den Gewerkschaftsvertretern und den Arbeitgebern bildete die nicht genügend elastische Zeitregelung einen immer wieder auftauchenden Konfliktstoff. Der ist nun durch die Krisis und die Arbeitslosigkeit auf eine grausame Weise beseitigt. Aber schon hat der Ansichtenstreit über die Wirtschaftsnot und ihre Linderung ein neues sozialpolitisches Kampfproblem geboren: die 40-Stundenwoche. Zwar haben die meisten Arbeitgeber infolge des Auftragsmangels längst selbst den Ausweg der Arbeitsstreckung durch Kurzarbeit gewählt, um die verbleibenden Beschäftigungsmöglichkeiten einem möglichst breiten Stamm von alten Mitarbeitern zugute kommen zu lassen. Die Arbeitergewerkschaften wollen aber die Kurzarbeit zum allgemeinen Gesetz erheben, um neue Mehreinstellungen von Arbeitslosen zu erzwingen. Dem setzen die Unternehmer betriebswirtschaftlichen Widerspruch entgegen,

weil sich eben nicht jede Arbeit einfach strecken und mechanisch auf mehr Köpfe aufteilen läßt, abgesehen von der meist damit verbundenen Produktionskostensteigerung. Vor allem aber spricht wieder das finstere Mißtrauen der Unternehmerschaft gegenüber den Forderungen der Gewerkschaften mit, daß diese aus dem Notgesetz, das vorübergehend die 40-Stundenwoche schüfe, schließlich mit politischen Machtmitteln ein Dauergesetz machen würden. Genau wie in den Lohnfragen und in bezug auf die betrieblichen Arbeitsordnungen hindert das Mißtrauen die so lange in Verteidigungsstellung gedrängten Arbeitgeber, den Gewerkschaften auch in der Arbeitszeitfrage Zugeständnisse zu machen. Selbst in günstig gestellten Einzelbetrieben schafft man nicht gern durch Entgegenkommen Präzedenzfälle, auf die die Arbeiterverbände dann ein kollektives Verlangen auf der ganzen Linie zu stützen pflegen. Umgekehrt weichen die Gewerkschaften grundsätzlich um kein Jota von ihren Rechtstiteln ab, auch wenn — wie in den vielbesprochenen Fällen einiger westdeutscher Hüttenwerke z. B. — die Hereinholung neuer Auslandsaufträge dadurch verhindert wurde und Tausende von Arbeitern die Beschäftigungsmöglichkeiten einbüßten. Manchmal führen die Spannungen in den Kämpfen um den sozialpolitischen Buchstaben, der den sozialpolitischen Geist tötet, zu einem förmlichen Verkrampfungszustande, der, auch wenn ihn schließlich der notwendige operative Eingriff einer amtlichen Instanz löst, doch schwere Reizbarkeiten zurückläßt.

7

Reflexe davon zeigt auch die soziale Werkspolitik, die sich neuerdings wieder in modernisierter Form mit sachlicher Notwendigkeit in den Großbetrieben neben der allgemeinen gesetzlichen und tarifvertraglichen Sozialpolitik als betriebsindividuelle Ergänzung der für ganze Bezirke geltenden Generalnormen entwickelt. Diese Werkspolitik will durch besondere Vergünstigungen und Wohlfahrtseinrichtungen den Stamm der Arbeiter sympathisch beeinflussen, ihre Betriebsverbundenheit ohne die früheren künstlichen Zwangsmittel erhöhen und Gedanken des Mitarbeitertums an Stelle des zielbewußten klassenkämpferischen Antagonismus zwischen Unternehmungsleitung und ausführender Belegschaft säen.

Das hier gepflegte Prinzip der „Werkgemeinschaft" ist den Gewerkschaften zum mindesten verdächtig: timeo Danaos et dona ferentes![2]) Ja, es ist ihnen sogar ein Dorn im Auge, weil sie hinter der Werkspolitik das Bestreben der Unternehmer vermuten, eine neue Form der „Werk-Hörigkeit" zu schaffen und die Werkbelegschaften den Gewerkschaften zu entfremden. Das Bedürfnis großer Werke mit vielfältig zusammengefaßter Belegschaft und örtlich besonders gelagerten Arbeits- und Lebensverhältnissen, durch besondere kollektive Betriebsvereinbarungen mit der Belegschaftsvertretung die Arbeitsbedingungen zu ordnen und dabei in manchen Punkten von dem Dutzend der in Frage kommenden Bezirkstarifverträge abzuweichen, stößt bei seiner Verwirklichung auf schwere Bedenken der Gewerkschaften, selbst wenn ihre Vertrauensmänner den Betriebsrat des Werkes zum großen Teil beherrschen. Das Betriebsrätegesetz und die Tarifvertragsverordnung ermöglichten ein tarifliches Monopol für die „kampffähigen" Gewerkschaften. Eine tarifliche Betriebsvereinbarung mit einer noch so großen Belegschaft würde das Monopol antasten. Also: Principiis obsta![3])

8

Das Betriebsrätesystem, eine durch die politische Revolution den Arbeitgebern und auch den Gewerkschaften zunächst aufgezwungene Institution zur einflußreichen Wahrnehmung der Belegschaftsinteressen durch ihre gesetzlich geschützten Erwählten gegenüber der Betriebsleitung, hat sich erfreulicherweise im großen und ganzen zu einem wohlgeordneten Verständigungsinstrument oder aber zu einem nützlichen Pufferorgan zwischen Großbetriebsleitung und Belegschaft entwickelt. Jedoch nur wenn die Belegschaft besonnene und erfahrene Kollegen als Vertreter wählte und der Arbeitgeber auf diesem Instrument geschickt zu spielen verstand, indem er es vor sachliche Aufgaben stellte und das Vertrauen der Betriebsräte durch Offenheit und Zuverlässigkeit gewann. Wo aber die (laut Gesetz von der Betriebsleitung bezahlten) Betriebsräte sich statt als Vermittler im Betriebe nur als Funktionäre der Gewerkschaftsbewegung fühlten oder, um der kommunistischen „Roten Gewerkschaftsopposition" das Feld streitig zu machen, sich zur Führung des Klassenkampfes im Betriebe berufen glaubten, da setzte der Arbeitgeber dem Klassenkampf von unten wohl den Klassenkampf von oben entgegen. Um Arbeitsfrieden und -freude war es da geschehen, und der Betriebsrat sorgte dafür, daß das Arbeitsgericht dauernd zu tun bekam.

In vielen Betrieben sind freilich größere Arbeitergruppen — mögen sie auch noch äußerlich die Uniform einer Gewerkschaft tragen — des Haders müde geworden und bringen der Wahl von Betriebsräten kein Interesse mehr entgegen. Oder sie sind neuerdings stark ins „wirtschaftsfriedliche" und ins nationalsozialistische Lager übergeschwenkt. Nun schafft die konkurrierende, sich zu überbieten suchende Agitation der verschiedenen Gruppen neue Reibungen im Betriebe. Die Zerklüftung in der Arbeiterklasse selber, die gelegentlich fast zum Bruderkrieg zu treiben droht, verfinstert das Zusammenleben der Proletarier heute manchmal mehr als der Klassenhaß gegen das bürgerliche Arbeitgebertum und beeinträchtigt das heroische Bild der von einer Idee beherrschten opferwilligen proletarischen Glaubensgenossenschaft.

Der weitere schöne Leitgedanke, der 1920 viele für das Betriebsrätegesetz stimmen ließ, daß nämlich die Belegschaft in ihren erwählten Vertretern bewußte eifrige Mitarbeiter an der planmäßigen Förderung der Wirtschaftlichkeit und Ergiebigkeit der Produktion stellen und so allmählich in eine Teilhaberschaft an den Betrieben hineinwachsen würde, hat leider bisher nur ausnahmsweise Wurzel geschlagen. Die eifrige Kontrolle der Arbeitsrechte hat den Betriebsräten zur Erfüllung der wirtschafts-produktiven Aufgaben des Betriebsrätegesetzes noch sehr wenig Zeit und Kraft gelassen. Jener Boden, auf dem eine neuartige Form der Annäherung von Arbeitern und Arbeitgebern im Dienst der Erfolgssteigerung des Betriebes erhofft wurde, ist von dem allgemeinen Betriebsratssystem viel schwächer befruchtet worden als von den individuellen, meist aus Amerika eingeführten Methoden des joint comittee und der copartnership.[4])

9

Diese vielseitigen, freilich sehr summarischen Ueberblicke waren nötig, ehe wir an die Beantwortung der früher gestellten Frage herangehen können, ob die Nachkriegspolitik die seelische Widerstandskraft des Volkes gegenüber dem Druck der Wirtschaftsnot gefestigt habe.

Die Antwort muß stark zwiespältig lauten.

Die weitgehende materielle und rechtliche Förderung durch die Sozialpolitik hat allerdings den Arbeitermassen auch in der Krisis der Arbeitslosigkeit bisher das beruhigende Bewußtsein gegeben, daß sie nicht ins Leere fallen und ihre Not von der Gesamtheit des Volkes dank einer weitgreifenden Vorsorgeorganisation in langgewöhnter sozialpolitischer Zucht mitgetragen wird. Auch die gesundheitliche Kräftigung durch Arbeiterschutz- und Heilungseinrichtungen all die Jahre vor dem Zusammenbruch und die Weitergewährung wenn auch bescheidener Krankenfürsorge während der Arbeitslosigkeit verhütet viel Kummer und Verzweiflung.

Aber den tragenden Geist einer bewußten Gemeinschaft auf Gedeih und Verderb zwischen den Arbeitern, den Arbeitslosen und den Arbeitgebern hat die Nachkriegszeit nicht geschaffen. Sondern weil die Sozialpolitik durch eine von den Parteien hin und her gezerrte Machtpolitik überspannt und entstellt und teilweise mit Klassenkampfprinzipien und Sozialisierungstendenzen durchsetzt worden ist, sind die kollektiven Gegensätze zwischen Arbeiter- und Unternehmerschaft bis in die einzelnen

[2]) „Ich fürchte die Danaer" (die Griechen, die Feinde), „auch wenn sie Geschenke bringen."

[3]) Widerstehe schon dem Anfang!

[4]) Das anregende Buch von Jerome Davis und Theodor Lüddecke „Industrieller Friede" (Paul Lists Verlag), gibt lehrreiche Beispiele aus Amerika und Deutschland.

Betriebe hinein eher schärfer als milder geworden. Das Vertrauensverhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, das vor dem Kriege noch in größerem Umfange lebendig war, ist trotz Verbesserung der Umgangsformen im Schrumpfen; und von Klasse zu Klasse ist die Kluft — allerdings aus verschiedenartigen Gründen — größer geworden. Dazu kommt der Bruderhaß innerhalb der Arbeiterschaft, die durch die gegensätzlichen Anschauungen über Tempo, Art und Ziel der sozialpolitischen Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft vielfach gespalten ist.

Das Verhältnis der Arbeiter zu ihrer Arbeit — im Kern allerdings eine individuell-seelische Angelegenheit — ist durch die offenen oder verborgenen Spannungen, die im Betriebe und außerhalb trotz und zum Teil infolge der Sozialpolitik zugenommen haben, nicht glücklicher geworden. Die „entseelende" Maschinentechnik spielt dabei eine viel geringere Rolle, als das „Literatengeschwätz" annimmt — so scharf urteilte der christliche Gewerkschaftssekretär Schmitz über diese gedankenlose Verallgemeinerung. Das Ethos der Arbeit als Erfüllung einer sittlichen Aufgabe, die dem Leben Inhalt und Sinn geben will, hat durch die organisierte Großhandelsregulierung der Arbeit und die rechtliche Verschränkung der Arbeitsfreiheit nicht an Klang gewonnen. Im Gegensatz zum Dogma von der Arbeit als Schöpferin aller Werte vertritt die Arbeiterbewegung in ihrer Sozialpolitik dem Anschein nach die weniger hohe Auffassung, als wäre Arbeit eben bloß eine Ware, die verknappt werden müsse, oder aber ein Leid, ein Fluch, vor dem der Mensch durch immer strengere Kontrolle weitgehend bewahrt werden müsse.[5])

Allerdings regt sich in den christlichen Gewerkschaftskreisen eine starke berufsethische Gegenströmung gegen jene Anschauung, als könne das wahre Leben, das dem Arbeiterdasein erst menschliche Würde gäbe, nur mehr fern der Arbeit, in der Freizeit anfangen. Und in der dörrenden Wüste der Arbeitslosigkeit ist der gesunde Instinkt in den meisten Menschen dafür, daß „Arbeit des Blutes Balsam" ist, wieder mächtig durchgebrochen.

Viele schließlich von den 5 Millionen Arbeitslosen, die von den Vergünstigungen der sozialpolitischen Ordnung der Arbeit und der Nutznießung hochgehaltener Arbeitsnormen ausgeschlossen sind, denken in dieser Bitternis ernst über die simple, aber oft überhörte Wahrheit nach, daß die gesunde Ingang-Haltung der Volkswirtschaft und der Arbeit die vornehmste „soziale Politik" eines Volkes ist. Jede Maßnahme mag sie auch im Augenblicke die vergoldete Prägung „sozialpolitisch" tragen, läuft, wenn sie direkt oder indirekt zur Beeinträchtigung des Arbeitsganges des Ganzen beiträgt, dem Ziele wirklicher dauernder Wohlfahrt der Arbeiterschaft und der Gesamtgesellschaft zuwider. Diese teuer erkaufte Erkenntnis würde eine wertvolle Frucht unserer Not sein, wenn sie in Zukunft unsere Sozialpolitik schärfer an ihre Grenzen gemahnen würde.

10

Anderseits liegt es auf der Hand, daß unter den Millionen Arbeitsloser viele angesichts der Tollheit, daß hier Millionen Menschen stillhocken und darben und dort die Produktionsanlagen brach liegen und die Rohstoffe verkommen, an der Vernunft der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung irre werden und glauben, der Besitz der Produktionsmittel und des Bodens durch die Arbeiterschaft könne aller Not ein Ende machen. Gewiß, obwohl die Politik viel mehr als die Wirtschaftsordnung an der Weltnot schuld ist, wirkt das Rezept verführerisch. Nur zeigt schon der russische sich selbst genügende Erdteil, wo alle Bodenschätze und Arbeitskräfte der Gemeinschaft zur Verfügung stehen, daß selbst dieses Riesenagrarreich trotz jahrelanger Sklavenarbeit ohne auswärtige Hilfe der alten kapitalistischen Wirtschaftsmittel sein Ziel nicht erreichen kann. Für die übrigen schmalen Kulturländer Europas aber, die unlöslich in die Weltwirtschaft der anderen Völker verflochten sind, ist jene sozialistische planwirtschaftliche Ordnung von Produktion und Bedarf eben nur auf *internationaler* Basis denkbar.[6]) Also schaffet zuerst die Vereinigten Staaten von Europa und Amerika!

Wie schwer es aber ist, den Gedanken des internationalen Interessenausgleiches der Völker auch nur um einen Schritt der Verwirklichung in der Praxis näher zu bringen, das zeigt uns jedes einzelne Problem der Nachkriegszeit, jede internationale Schuldenkonferenz, jede Weltwirtschaftskonferenz! Solange noch nationale Unabhängigkeits- und Sicherungsinstinkte in den Völkern lebendig sind, wird eine rationellere internationale Regelung der Produktion und Verteilung durch Staatenpolitik nicht leicht zu erreichen sein. Dagegen haben die kosmopolitischen kapitalistischen Unternehmungen, ehe der Krieg alles zerstörte, auf einzelnen Feldern, die nationalen Standorts- und Marktschranken überspringend, manches Tüchtige in Bezug auf internationale Regelung geleistet. Sie wird auch künftig von ihnen — vielleicht im Zusammenwirken mit internationalen Genossenschaftsverbänden — viel rascher und erfolgreicher gefördert werden als von der in staatspolitischen Hemmungen befangenen Ministerialbürokratie der Dutzende von Nationalstaaten.

Die jetzige Weltwirtschaftskrisis hatte 1873, 1857 und 1822 nach dem Taumel der Kriegsreaktionsjahre, der unerhörten Gold- und Silberfunde und technischen Umwälzungen ebenso schwere Weltstrukturkrisen als Vorläufer mit ähnlichen Verzweiflungssymptomen und Welterlösungsträumen. Aus allen Krisen hat die Welt ein wenig gelernt. Vielleicht verhilft auch die gegenwärtige Krisis der internationalen Kulturwelt zur Einsicht, daß ohne sittliche Läuterung der Gesinnung gegen die Nachbarvölker das Vertrauen untereinander nicht dauernd wiederhergestellt werden kann, auf dessen Grundlage allein eine harmonische Kooperation und Ordnung in der Welt gedeihen kann. Für die gesunde und harmonische Gestaltung der sozialen Prozesse und Beziehungen in *unserer* Volksgemeinschaft, ohne die wir die innere Wirtschaftsnot niemals gründlich überwinden und ausheilen werden, ist eine entsprechende Gesinnungswandlung vom systematisierten Klassenkampf[7]) zum ehrlichen Verständigungswillen, von der kurzsichtigen Machteifersucht zur vertrauensvollen Zusammenarbeit in der Arbeitswelt, von der bloßen Interessenpolitik der Gruppen zum Dienst an der Gesamtwohlfahrt die viel näher liegende Notwendigkeit.

Hamburg Waldemar Zimmermann

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Der Protestantismus und die Splitterkirchen des Orients

Der Weltkrieg hat uns mit einem Schlage den Nahen Orient noch näher gerückt. Nicht nur hat sich die orthodoxe Kirchenwelt der Stockholmer Bewegung angeschlossen, sondern auch gegenüber den altchristlichen Splitterkirchen des Orients ist das Bewußtsein stärker geworden, daß auch sie zur Una Sancta gehören durch ihre Geschichte, ihre Glaubenstreue und ihr Märtyrertum. Die jahrhunderte lange Unterdrückung und gelegentliche Massakrierung ihrer Völker haben allerdings ihrer Christenart einen besonderen Stempel aufgedrückt. Viele von ihnen sind in den Jahrhunderten verroht oder abgestumpft. Und doch lebt in ihnen noch das Bewußtsein einer großen Geistesgeschichte und das Gefühl eines Zusammenhanges mit der übrigen Christenheit, das sie in ihrer Umgebung trägt und aufrecht hält.

---

[5]) Daß die Freiheit und Unabhängigkeit der Arbeit nicht die entscheidenden Kriterien für die Arbeiterbewegung bei der Beschränkung der Arbeit sein können, ergibt sich daraus, daß in einer kollektivistischen Gemeinwirtschaft die zwingende Regelung der Arbeit durch fremdes (behördliches) Gebot noch strenger sein muß als in der Gegenwartswirtschaft.

[6]) Eine *nationale* Wirtschaft mit autarker Produktions- und Konsumtionsregelung ist, wenn überhaupt, nur in militärähnlicher Zwangswirtschaftsorganisation — ähnlich der Kriegswirtschaft — durchführbar, bei der es mit der „Freiheit und Würde" der Arbeiter ebenso wie der Bürger aus wäre.

[7]) Das soziologisch natürliche Ringen der verschiedenen Stände und Gruppen um Licht und Luft und Geltung ist etwas anderes als das dogmatisierte Klassenkampfprinzip.

Am besten bekannt ist der westlichen Christenheit das armenische Volk. Es ist das eigentliche Märtyrervolk und Pflegekind der Christenheit geworden. Schmählich von den Mächten im Stiche gelassen, sucht es heute sich wieder zusammenzufinden und läßt sich auch geistig am meisten vom westlichen Christentum befruchten. Im Katholikos von Etschmiadsin hat es auch heute noch ein Haupt und ein geistiges Zentrum. Obschon es über die ganze Erde zerstreut ist, ist es unter sich durch ein starkes Rassegefühl und durch seinen christlichen Glauben verbunden. Was früher schon die Deutsche Orient-Mission, Johannes Lepsius und seine Freunde, Leopold Boissier in Genf, das „Near East Relief" nach dem Kriege für dieses unglücklichste der Völker getan haben, was heute noch von Armeniergesellschaften in vielen Ländern für dieses Volk in einzelnen Liebeswerken im Nahen Orient, auf dem Libanon, in Begnins u. a. O. geleistet wird, hat ein tiefes Gefühl von Dankbarkeit in diesem Volke zurückgelassen, die ein dauerndes Band mit der westlichen Christenheit bildet, wenn die politischen Verhältnisse, die Gefahr der Bolschewisierung starker Volksteile sie nicht ertöten.

Die „Christliche Welt" ist seit langem für die Armenier eingetreten, so daß ihre Lage im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden darf.

Weniger bekannt sind andere christliche Splitterkirchen des Nahen Ostens, wie die Kopten, Abessinier, Nestorianer, Jakobiten, Thomaschristen. An diesen altchristlichen Kirchen wurde das Problem wach, wie sich das protestantische Abendland praktisch zu diesem alten schismatischen oder häretischen Kirchentum verhalten solle. Für Rom ist diese Frage einfach. Es versucht durch seine Unions-Politik diese Kirchen mit sich zu verbinden und gewährt ihnen in diesem Falle große Freiheit. Für die Armenier hat diese römische Unions-Politik ein besonderes Zentrum im Mechitharistenkloster auf San Lazzaro bei Venedig, wo ein kleiner, aber ungeheuer reicher Orden sich nicht nur mit der wissenschaftlichen Erhaltung des armenischen Schrifttums abgibt, sondern auch mit der Diplomatie und Förderung dieser Unions-Politik.

Ueber die römischen Unionsversuche den Kopten gegenüber haben die Baronin Uexküll und der Kopte Makarius aus persönlicher Erfahrung aufsehenerregende Details veröffentlicht.

Von den assyrischen Nestorianern gewann Rom durch dieselbe Politik die chaldäische Uniertenkirche. Die letzte Enzyklika des Papstes wendet sich bekanntlich in besonderer Weise an den altchristlichen Osten.

Der Protestantismus verfolgt diesen orientalischen Kirchen gegenüber eine weniger einheitliche Religionspolitik. Er ist sich immer noch nicht ganz klar, ob er sie durch Proselytierung und Mission auflösen und sich angliedern soll, oder ob der Versuch ratsamer und fruchtbarer ist, sie in ihrer historischen Eigenart zu belassen, sie aber von innen her neu zu beleben. Diese Kirchen sind allerdings geistig schwer zugänglich und daher wird solche Arbeit vielfach ganz von selbst zur Mission, die innerhalb dieser Kirchen wieder ein besonderes protestantisches Kirchentum bildet.

Das ist weniger der Fall bei den Armeniern als bei den Kopten in Aegypten. Dort arbeitet seit mehr als 75 Jahren die amerikanische Presbyterianer-Kirche U.S., (wohl zu unterscheiden von der Amerikanischen Presbyterianer-Kirche U.S.A.). Da ihre Mission unter den Mohammedanern fast aussichtslos war, mußte sich ihre Tätigkeit vor allem auf die Kopten richten. Sie bestand vor allen Dingen im Aufbau eines blühenden Erziehungswesens. Es hat im Laufe der Jahre dazu geführt, daß eine evangelische Kirche entstand, die sich hauptsächlich aus Kopten rekrutierte und deren Mitgliederzahl heute auf mindenstens 60—70000 Seelen angegeben wird. Vor wenigen Jahren sprach ich einmal vor ihrer Synode in Kairo und war erstaunt zu sehen, welches Leben hier gewachsen war, seitdem ich vor 30 Jahren als Hilfsprediger an der Deutschen Evangelischen Gemeinde vielfach sowohl mit der Koptischen Kirche als mit der amerikanischen Mission zusammengekommen war. Ich hatte damals nicht nur die versteckten koptischen Kirchen in Alt-Kairo fleißig aufgesucht, sondern auch jene merkwürdigen Klöster im Wadi Natron in der Libyschen Wüste, vor allem Dêr Baramûs und Dêr Syrian, die seither vom Herzog Johann Georg von Sachsen eingehend beschrieben wurden. Jene Klöster, im Ursprungsgebiet des Mönchtums, die mir damals wie Festungen der Faulheit und des Stumpfsinns erschienen, dürfen heute nicht mehr als Symbole des religiösen Lebens der früher ganz erstarrten Koptischen Kirche angesehen werden. Die Koptische Kirche hat gerade an der amerikanischen Mission, und teilweise aus Rivalität ihr gegenüber, gelernt, vieles nachzumachen und aufzunehmen, was ihr durch die Arbeit der amerikanischen Mission gefährlich wurde. Der Geschichtsschreiber der amerikanischen Mission, Watson, dessen Sohn heute die blühende amerikanische Universität in Kairo leitet, wußte noch viel von schweren Kämpfen mit dem koptischen Klerus zu melden. Heute hat auch die Koptische Kirche ein gutes Schulwesen und sucht Fühlung mit der übrigen Christenheit. Unter der Anregung des anglikanischen Bischofs Gwynne und des schwedischen Gesandten Harold de Bildt, eines Mitgliedes des Stockholmer Exekutiv-Komitees, hat sich in jüngster Zeit in Kairo eine „Fellowship of Union" gebildet, in der die Vertreter der verschiedenen christlichen Kirchen zusammenkommen, um nach jahrhundertelanger Trennung wieder etwas von christlicher Gemeinschaft, über die dogmatischen und kirchlichen Grenzen hinweg, zu finden. Erst jüngst fand sich diese Fellowship zu einer Gedächtnisfeier für Erzbischof Soederblom zusammen.

Der westliche Protestantismus hat hier also, obwohl er eine eigentliche Mission einführte, durchaus anregend und fördernd auf die alte Koptische Kirche zurückgewirkt und eine Brücke zu ihr geschlagen. Dies ist in viel geringerem Maße der Fall bei der abessinischen Kirche, die ja auch monophysitisch ist und bis in die jüngste Zeit ihren Abuna aus den Klöstern der Libyschen Wüste bezieht. Rom hat dort sicher einen starken Vorsprung. Hoffentlich führen die Beziehungen, die Prof. Beth auf seiner jüngsten Forschungsreise in Abessinien gewonnen hat, auch zu einer engern Verbindung mit der ökumenischen Bewegung.

Viel weniger bekannt in ihrem gegenwärtigen Leben ist eine andere dieser Splitterkirchen, auf die hier etwas näher eingegangen werden soll, die nestorianisch-assyrische Kirche. Ihre dogmatische Eigenart darf als bekannt vorausgesetzt werden. Für diese Kirche, die mit der Nation identisch ist, wird das Problem der Beziehungen zum christlichen Westen in ungeheurer Weise zu einer Lebensfrage. Man sieht gegenwärtig Nuri Pascha, den Ministerpräsidenten von Irak, im Völkerbundspalais in Genf ein- und ausgehen. Das heißt, daß in diesem Jahr voraussichtlich das britische Mandat über Irak zu Ende gehen und die Aufnahme des Staates in den Völkerbund beantragt wird. Großbritannien hatte dieses Mandat als die Verpflichtung übernommen, nicht nur geordnete Verhältnisse im Lande zu schaffen, sondern auch den nichtmuslimischen Minoritäten Sicherheit zu verbürgen. Erst wenn diese Bedingungen geschaffen sein sollten, sollte sich England zurückziehen.

Aber laut den Verhandlungen mit Emir Feisul im September 1929 in London, ist nun das Ende dieses Mandats schon fest zu erwarten. Obschon die arabische Regierung vertraglich zu gleicher Behandlung der Nicht-Muslimen verpflichtet sein soll, ist vorauszusehen, daß der britische Rückzug die christlichen Minoritäten einem neuen schweren Märtyrertum, wenn nicht der Vernichtung, ausliefern wird. Es wäre furchtbar, wenn sich die Erfahrung der Armenier in Cilicien, nach dem Rückzug der Franzosen, wiederholen müßte, auch wenn heute gelindere und unsichtbarere Methoden der Bedrückung und Ausrottung gefunden würden.

Dabei handelt es sich vor allem um die Bevölkerung christlicher Splitterkirchen, also Nestorianer und Jakobiten, auch Armenier, Chaldäer und Andere, die Unionskirchen, die mit Rom verbunden sind, vielleicht auch die Yeziden, die Teufelsanbeter, die dort in den kurdischen Bergen hausen und unter denen kürzlich eine christliche Missionsarbeit begann, im Ganzen um eine Bevölkerung von etwa 80—100 000 Nicht-Muslimen. Uns interessiert dabei vor allem das Schicksal der assyrischen Nestorianer. Der größte Teil von ihnen lebte in den kurdischen Bergen. Sie flohen im Kriege vor den Türken, organisierten ein Lager in Baquba bei Bagdad, während ihre Heime in die Hände der Türken fielen. Ein Teil von ihnen focht mit auf Seite der Alliierten unter dem General Petros Agha Khan, einem rassigen und unbedenklichen Draufgänger, dem die französische Regierung seither das Schloß Novital in Südfrankreich für ihn und eine Gruppe Assyrer zur Verfügung gestellt hat. Es war unmöglich, sie in den kurdischen Bergen wieder anzusiedeln. So sind 30 000 Nestorianer heute zerstreut in den Dörfern um Mosul herum. Ihr Haupt ist der Patriarch Mar Shimmon, ein junger Mann, der 1925—29 unter spezieller Leitung des Erzbischofs von Canterbury in England studiert hat. Zu den Notabilitäten gehört auch seine Tante, Lady Surma, die 1920 ein Buch über die assyrische Kirche herausgab. Der Patriarch vertritt das Völk-

lein nach außen, ist aber von seinen eigenen Leuten wegen innerer Stammesfehden nicht unbedingt anerkannt.

Seither trifft man in Europa und Amerika immer wieder kollektierende Assyrer, die Interesse und Mittel für sich und ihr Volk zu erwecken suchen. Eine größere Anzahl Flüchtlinge, etwa 1000, fand sich in Marseille zusammen, und kleinere Gruppen leben heute noch in Südfrankreich und bis vor kurzem in Wien.

Diese herumschweifenden Assyrer, die teilweise Nestorianer und teilweise Chaldäer, d. h. meist mit Rom verbunden sind, sind ein brennendes Problem für unsere Kirchen geworden. Denn ihre orientalische Eigenart stößt überall an und bringt sie mit unseren Gesetzen in Konflikt. Es sind auch zweifelhafte Elemente und sogar Betrüger darunter, die auch vor Fälschungen von Papieren und anderen Dingen nicht zurückschrecken, und denen, die sich mit ihnen befassen, viele Enttäuschungen bereiten.

Diese Erfahrungen entbinden uns nicht von der Verpflichtung, gerade in der Gegenwart, wo das britische Mandat zu Ende gehen soll, uns eingehend mit diesem uralten christlichen Völklein zu befassen, das in Irak in großer Not zerstreut ist, schwer unter den dort verbreiteten Krankheiten leidet, namentlich unter Malaria und Trachom, wenig Bildungsmöglichkeiten besitzt und sich gänzlich heimatlos und verlassen vorkommt. Laut einem Bericht von Reverend Emhardt, Sekretär der amerikanisch-anglikanischen Kirche, aus dem Jahre 1924 hat die Kindersterblichkeit einen erschreckenden Grad erreicht, und nur 1% soll das erste Jahr überleben. Der estnische General Leidoner, den der Völkerbund dorthin sandte, und der jetzt zurückgezogen in Estland lebt, sprach mir schon vor Jahren von der schrecklichen Not dieses gehetzten assyrischen Christenvölkleins. Sie mag im Allgemeinen nicht viel schlimmer sein als die der dort lebenden Bevölkerung überhaupt. Aber haben sie als stets verfolgte Christen nicht ein besonderes Anrecht auf unsere Sympathie und unsere Hilfe?

Zwar ist von der britischen Regierung Einiges getan worden, um sie anzusiedeln. Auch ist von privater Seite, von Sir Henry Lunn, vor einigen Jahren eine große Sammlung organisiert worden, die etwa 300 000 Fr. ergab und durch Colonel Ferguson hauptsächlich für die Reste des Volkes in Irak verwendet wurden, währenddem ein Teil dieser privaten Sammlung, unter Mitwirkung der Europäischen Zentralstelle, unter den assyrischen Flüchtlingsfamilien in Marseille verteilt wurde. Unter Rev. Cumberland arbeitet eine amerikanische Mission im Lande, ohne sich in besonderer Weise mit diesen Resten zu befassen. Ein Assyrer, Joseph D. Kelaita, sammelt und unterrichtet ein Häuflein assyrischer Kinder in der Nähe von Mosul. Er ist zwar aus seiner Kirche ausgeschlossen worden, wobei im allgemeinen zu bemerken ist, daß leider viel Streit, Zwietracht und Eifersucht unter den Assyrern herrscht, sodaß sie sich gegenseitig verleumden und verfolgen. Viele Assyrer traten in die Dienste der britischen Armee, andere sind bei der Petroleumgesellschaft untergekommen, aber diese baut nun gewaltig ab, sodaß die Arbeitslosigkeit auch für diese Assyrer empfindlich wird. Die Regierung kann nichts mehr für sie tun. Die Dezernenten im britischen Colonial Office in London, deren Kenntnisse jedem Kirchenhistoriker Ehre machen würden, wissen aber wohl, was der britische Rückzug bedeutet, eine Art Auslieferung einer hilflosen Minorität. Um so mehr muß daher die abendländische Christenheit über ihrem Schicksal wachen.

Einmal muß dafür gesorgt werden, daß nicht auch diese uralte christliche Splitterkirche einfach einem Märtyrerdasein entgegengeht, wenn das britische Mandat aufhört, und über kurz oder lang ausgerottet wird. Hier hat das Nansen-Komitee in Genf, mit dem auch die Europäische Zentralstelle in enger Fühlung steht, die bedeutsame Aufgabe, diese armen Flüchtlinge zu schützen, von denen so viele sich lieber im französischen Mandatgebiet in Syrien ansiedeln wollten, anstatt unter einer kommenden arabischen Herrschaft zu bleiben.

Anderseits sollte diesem Völklein Hilfe gebracht werden, um es aus seiner Not, seinen ungesunden sanitärischen Verhältnissen und seiner Bildungslosigkeit, seinem Sterben herauszuführen und lebensfähig zu machen.

In Genf hat sich zu diesem Zwecke in Verbindung mit der Europäischen Zentralstelle ein kleines Sub-Komitee gebildet, dem der Rektor der Universität, die Dekane der theologischen und medizinischen Fakultäten und ein Herr aus dem Völkerbund angehören, um einen jungen Doktor, Petros De Baz, der in Genf studierte und jetzt in Irak ist, in seiner Aufbauarbeit zu unterstützen. Dr. Petros schreibt hoffnungsvoll, es fehlen aber die Mittel. Die Hilfe, die das christliche Abendland diesen morgenländischen Kirchen schuldet, ist eine Verpflichtung, die gerade in einer Zeit stärker empfunden werden muß, in der der ökumenische Gedanke ganz verschiedenartige Kirchen wieder zu einer Gemeinschaft gebracht hat. Der Protestantismus muß gerade solchen Kirchen gegenüber in seiner Mission umlernen. Sie soll nicht eine konfessionelle Profitpolitik betreiben, wie es jetzt vielfach Rußland gegenüber geschieht. Sie soll Hilfe sein, in jedem Sinne, Hilfe, die weder Proselytismus ist, noch allein kulturelle Hebung im Sinne hat. Es ist nicht einzusehen, was gegen solche Hilfe einzuwenden ist. Ich begreife nicht, wo Paul Schütz *) in solchen Werken die „Jagdhunde des Cäsar" gesehen hat. Ich habe drei Jahre lang im Orient gelebt, habe amerikanische und holländische Missionare in Aegypten in abgelegenen Gebieten eine einsame und treue Arbeit verrichten sehen. Ich weiß, was Schnellers Werk für ganz Syrien bedeutet. Ich sah deutsche Diakonissen in Kairo, Alexandrien, Jerusalem, Haifa in ihrem aufopfernden Dienste. Ich kenne den amerikanischen Missionsarzt Harrison, der jahrelang in der Glut Yemens ausharrt. Ich weiß, was für Wunden die Dänin Karin Jeppe heilt. Den Prachtkerl Jakob Künzler und seinen selbstlosen Dienst als Samariter der östlichen Völker kennt Schütz selbst. Auf dem Libanon in Ghazir pflegt Dieser armenische Blinde. Bei Bethlehem rotten die Herrnhuter den Aussatz aus. Ich begegnete dem Direktor des amerikanischen Colleges in Beyrut, Howard Bliß, der in der Hungerzeit sein Brot mit den Aermsten teilte, bis er selbst nichts mehr hatte und sie heimschicken mußte mit den Worten: „Geht heim, Gott ist auch mit den Sterbenden." Der allergrößte Teil dieser Arbeit geschah um Christi und nicht um Cäsars willen. Von politischen Nebengedanken merkte ich nichts, aber ich verstand, daß das Gleichnis vom barmherzigen Samariter auch zum Evangelium gehört und daß es eine bedenkliche Verkürzung wäre, wenn wir das gerade gegenüber der Not des Orients vergessen würden.

Genf Adolf Keller

Das Deutsche Bibel-Archiv in Hamburg

1

Als Hans Vollmer im Juli 1925 im Vorwort zu seiner Ausgabe der deutschen Bearbeitung von Petrus Comestors Historia scholastica die Worte schrieb: „Der Traum, daß es mir einmal vergönnt würde, in einem Seminar mit jungen, strebsamen Mitarbeitern die umfangreichen Vorstudien zu einem solchen Werk zu organisieren, hat sich nicht erfüllt. Das große Ziel bleibt unverrückt bestehen", konnte er nicht voraussehen, daß schon nach wenigen Jahren, trotz aller Ungunst der Zeit, das „Deutsche Bibel-Archiv" in Hamburg unter seiner Leitung seine Pforten auftun würde. Seitdem er durch Studien über die religiöse Unterweisung im Mittelalter auf das Gebiet der vorlutherischen Bibelverdeutschung und Bibelbearbeitung geführt worden war und begonnen hatte, in seinen „Materialien zur Bibelgeschichte und religiösen Volkskunde des Mittelalters" (4 Bände in 6 Teilen, 1912—1929), mit dem „Deutschen Adambuch" (Hamburg 1908) als Vorläufer, den weitschichtigen Stoff nach allen Richtungen hin zu durchforschen und durch Herausgabe wertvoller Texte zu erschließen, hatte sich ihm immer zwingender die Notwendigkeit ergeben, daß bei der Fülle des überlieferten Materials und der zu lösenden Probleme die Erforschung der Geschichte deutscher Bibelübersetzung irgendwie zentralisiert werden müsse. Es galt, den ungeheuren Bestand an Uebersetzungen aller Art, selbständigen, wie Stücken in Lektionarien, Gebetbüchern usw., an Auszügen und Bearbeitungen, zu verzeichnen und die unermeßliche Fülle der Bibelzitate und Anspielungen in der gesamten Literatur und Kunst zu sammeln, zu ordnen und auf Ursprung und Zusammenhänge zu untersuchen, um so schließlich zu einem Gesamtüberblick über das Werden der deutschen Bibel zu gelangen und das große Problem der „nationalen Aneignung der Bibel", des „biblischen Einschlags in die deutsche Kultur" in all seinen Verzweigungen der Lösung näher zu führen. Von der Dringlichkeit dieser Aufgabe überzeugt, ließ Prof. D. Hans Vollmer in Hamburg zuerst Ende 1929 einen von ihm und dem Direktor der Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek, Prof. Dr. G. Wahl, unterzeichneten

*) Verfasser des CW 1931, 19 Sp. 901 ff. behandelten Buches „Zwischen Nil und Kaukasus". DH

„Aufruf zur Gründung eines Deutschen Bibel-Archivs" hinausgehen, der, von vielen Zeitschriften abgedruckt, überall unter Theologen, protestantischen wie katholischen, unter Germanisten, Historikern und Kunsthistorikern, auch im Ausland, lebhafte Zustimmung fand. Aus den Beifallserklärungen und begleitenden Urteilen ging aufs deutlichste hervor, wie sehr eine solche Zentralstelle für die Geschichte der Bibelverdeutschung von allen interessierten Kreisen als eine Notwendigkeit angesehen wurde. Die im Anschluß an den Erfolg dieses Aufrufs eingeleiteten Verhandlungen mit den Behörden führten dann im Laufe des Jahres 1930 zur Verwirklichung des bedeutsamen Planes, und mit Geldmitteln, die vom Reich, dem Hamburger Staat, von Kirchen und Privaten zur Verfügung gestellt wurden, konnte das „Deutsche Bibel-Archiv" als „Forschungsinstitut zur Erfassung des biblischen Einschlags in die deutsche Kultur" am 2. Januar 1931 in einem zur Staats- und Universitätsbibliothek gehörigen Nebenhause (Hamburg 1, Domstraße 7) seine Arbeit beginnen. Dem jungen Institut trat zugleich eine „Gemeinschaft der Freunde des Deutschen Bibel-Archivs in Hamburg" zur Seite, deren Mitglieder durch einen Jahresbeitrag von mindestens 20 RM., unter Empfang der Jahrespublikationen als Gegengabe, dem Archiv die Subsistenzmittel mitaufbringen helfen.

Um den umfangreichen Aufgaben nachkommen zu können, sind im Deutschen Bibel-Archiv sechs verschiedene Sammlungen angelegt, die von jetzt zehn ständigen Mitarbeitern betreut und in täglichem Wachstum ausgebaut werden. Es sind dies: 1. die bibliographische Sammlung mit einer gesonderten Abteilung „Bibeldrucke"; 2. Handschriftenbeschreibungen aller deutschen Bibelübertragungen und Bibelbearbeitungen, alphabetisch geordnet; 3. Die Handschriftenkartothek, sowohl nach den Aufbewahrungsorten als nach sachlichen Gesichtspunkten zusammengestellt; 4. Die Bildsammlung, die eine dauernd zunehmende Fülle photographischer Platten und sonstiger Reproduktionen von Miniaturen und anderen künstlerischen Darstellungen biblischer Personen und Motive umfaßt, sowie eine Kartothek von Auszügen aus den „Bau- und Kunstdenkmälern" und anderer einschlägiger Literatur enthält; 5. die Sammlung der Zitate von Bibelstellen und Anspielungen darauf in der deutschen Literatur (zunächst bis zur Reformation) und in deutschen Inschriften jeder Art, sowohl nach biblischen Büchern als nach Autoren oder Schriftgattungen bzw. Fundorten geordnet; 6. eine Sammlung, die über die engeren Zwecke des Bibel-Archivs hinausgeht und dadurch das Interesse weitester Kreise hervorzurufen geeignet ist, indem sie sich auf deutsche Inschriften überhaupt von sprachlicher oder irgendwie geschichtlicher Bedeutung richtet als Vorarbeit für ein zukünftiges Corpus inscriptionum Germanicarum. Wie wichtig dem Deutschen Bibel-Archiv die Inschriften sind, das zeigt auch der jüngst ausgegebene erste Jahresbericht des Instituts, der, außer urkundlichen Belegen zur Gründungsgeschichte des Archivs, in einer allgemeinverständlich gehaltenen Abhandlung des Archivleiters „Bibel und deutsche Volksweisheit" einigen alten Hausinschriften nachgeht und an ihnen die Vertrautheit unseres Volkes mit dem Bibelinhalt aufzeigt, wobei nicht immer unmittelbares Bibelzitat vorzuliegen braucht. Aus seinen Sammelschätzen hat das Deutsche Bibel-Archiv, trotz der kurzen Zeit seines Bestehens, bereits in einer Reihe von Fällen auf wissenschaftliche Anfragen zweckdienliche Auskunft zu erteilen vermocht.

2

Aber das Deutsche Bibel-Archiv in Hamburg will nicht nur Sammelstelle sein und der Forschung das Material nachweisen und bereitlegen, sondern es will sich selbst aktiv an der Forschung beteiligen. Zu diesem Zweck hat der Archivleiter seine früher erschienenen „Materialien" ausgebaut zu einem Publikationsorgan des Archivs, das unter dem umfassenden Titel „Bibel und deutsche Kultur. Veröffentlichungen des Deutschen Bibel-Archivs in Hamburg" wichtige Texte zur Geschichte der vorlutherischen Bibelverdeutschung und Bibelbearbeitung erstmalig zugänglich macht. Als erster Band dieser „Neuen Folge" sind kurz vor Weihnachten im Verlag der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. in Potsdam, 1931, erschienen: „Deutsche Bibelauszüge des Mittelalters zum Stammbaum Christi. Mit ihren lateinischen Vorbildern und Vorlagen herausgegeben und erläutert von Hans Vollmer, Hamburg. Mit 8 photographischen Tafeln und 12 Zeichnungen." Der Band ist einer Gruppe deutscher Texte gewidmet, die sich bemühen, unter vorwiegendem Interesse für die Genealogie Jesu einen Teil des Bibelinhalts den Zeitgenossen vertraut zu machen und mit Hilfe anschaulicher Uebersichten fest einzuprägen. Nur kurz hingewiesen ist dabei (Seite 188), mit Abdruck einiger Verse, auf eine niederdeutsche Dichtung in einer Wolfenbütteler Handschrift, die im Anschluß an Matth. 1 die Ahnenschaft Jesu behandelt und in Gebetform eine Auslegung der Namen dieser Stammtafel bringt. Ganz wiedergegeben wird S. 127—188 aus einer Münchener und einer Göttinger Handschrift die deutsche Fassung des genealogischen Bibelauszugs des Petrus von Poitiers. Der unbekannte Uebersetzer bayrisch-österreichischen Stammes ringt mühsam mit seiner lateinischen Vorlage; sein oft schwerfälliger Stil erinnert an die Sprache der ersten deutschen Bibeln, und mit diesen tritt unser Text in eine Reihe als ein sprachgeschichtlich wertvolles Denkmal frühdeutscher Prosa. Fett- und Sperrdruck der Namen, sowie das der Ausgabe beigefügte Register erleichtern erheblich das Zurechtfinden in dem Text, der als Erläuterung zu den Namen eines verwickelten Stammbaums naturgemäß vielfach die Uebersichtlichkeit vermissen läßt. Unter dem deutschen Text ist laufend mitabgedruckt das lateinische Original des Werkes aus einer Hamburger Handschrift, deren Fassung allerdings, ebensowenig wie die des von Huldreich Zwingli, dem Enkel des Reformators, Basel 1592 veranstalteten Frühdrucks, die Vorlage unsers Uebersetzers gewesen ist. Das für uns Wertvollste an der Hamburger Handschrift sind ihre ganzseitigen Stammbaumtafeln, die Vollmer äußerst klar nachgezeichnet und seiner Ausgabe beigegeben hat, so daß in den graphischen Darstellungen I—VIII und X—XII die folgende immer an die vorhergehende anschließt und wir dadurch den ganzen Stammbaum Christi mit allen Seitenästen und sonstigen Beigaben anschaulich vor uns haben.

Der deutsche und lateinische Petrus von Poitiers füllt zwei Fünftel des vorliegenden Bandes; der Hauptteil bleibt einem andern Werk vorbehalten, das ihn an Wert weit überragt und auch von germanistischer Seite längst bekanntgemacht worden wäre, wenn es sich nicht durch Unvollständigkeit am Anfang der Feststellung seines Inhalts so lange entzogen hätte: das Heidelberger Mischgedicht aus Cod. Palat. Germ. 110 der Universitätsbibliothek in Heidelberg. Es ist das Verdienst Vollmers, erkannt zu haben, daß in dieser Dichtung immer eine kunstvoll gereimte deutsche Strophe angelehnt ist an das inhaltlich dazu gehörige lateinische Distichon aus dem Roseum memoriale oder Rosarium biblie des Melker Benediktiners Petrus von Rosenheim († 1433). Dieser hatte den Inhalt eines jeden Kapitels der ganzen Heiligen Schrift in je ein lateinisches Distichon zusammengefaßt; der Anfangsbuchstabe jedes Distichons (A—V = 1—20 oder 41—60 usw.) entspricht der Ziffer des Kapitels in dem betreffenden biblischen Buch, und durch bestimmt gestellte Buchstaben im Innern der Verse werden weitere Hinweise gegeben. Mit jedem einzelnen Distichon dieser im späteren Mittelalter hochangesehenen lateinischen Bibeldichtung hat nun ein deutscher Dichter, anscheinend ein Meistersinger, unbekannten Namens, aber offenbar im niederalemannisch-fränkischen Grenzgebiet zu Hause, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, je eine deutsche Strophe verbunden, die ebenfalls den Inhalt des betreffenden Kapitels kurz angibt und deren Anfangsbuchstabe (A—U, mit Z statt C und W statt O) gleichfalls die Kapitelziffer bezeichnet. Anzahl und Bau der Verse sowie das Reimschema sind in den neutestamentlichen Strophen anders als in den alttestamentlichen, und beide Arten waren, worauf eine wieder anders gebaute Eingangsstrophe besonders hinweist, nach Meistersingerweise zum Singen bestimmt. Der Dichter behandelt seinen spröden Stoff durchaus gewandt und lebendig, verfährt auch in der Auswahl des als Inhalt des jeweiligen Kapitels zu Bringenden stets ganz selbständig und unabhängig von dem dazu gehörigen Distichon des Petrus von Rosenheim. Gelegentlich versteht er es, seinen

eschränkten Raum zu kurzen persönlichen Bemerkungen zu enutzen, woraus wir uns von der Wesensart des Mannes n Bild machen können; im Anschluß an das von Vollmer in einer Einleitung bereits Hervorgehobene sei hier noch beson-ers auf Markus 16 hingewiesen, wo der Dichter, ganz von ch aus über den Text des Evangeliums hinweggehend, der eligkeit durch den Glauben gegenüber doch auch den Wert der uten Werke betont: „Der Glaube macht selig, aber doch tut ancher einen Fehlschuß, der nicht auch gute Werke voll-ringt." — Leider ist die Handschrift, in der nicht das Original es Verfassers vorliegt, am Anfang und am Ende unvollständig; s fehlt, nach zwei einleitenden Strophen, ohne daß die Blatt-ge gestört wäre, Kapitel 1—3 der Genesis, so daß die erste orhandene Strophe den Anfangsbuchstaben D hat. Das Ge-cht behandelt dann vom Alten Testament die 5 Bücher Mose, osua, Ruth, Richter, 1.—4. Könige *) (2. Kön. 22 ist nicht aus-eführt, doch der Raum für die Strophe freigelassen), vom Neuen Testament vollständig die 4 Evangelien, woran sich die e 4 ersten Kapitel des Römerbriefs und, von anderer Hand, ne einzige Strophe aus der Apostelgeschichte zu Kapitel 20, chließen. Wie weit der Dichter sein Werk führen wollte oder irklich geführt hat, ist bei diesem Bestand der nicht originalen andschrift nicht zu entscheiden. Nur soviel ist sicher, daß auch ei ihm ein starkes genealogisches Interesse vorgelegen hat: in ner der beiden Eingangsstrophen sagt er ausdrücklich, daß es m darauf ankomme, dem Leser die Vorväter Christi vorzu-ühren, und so begleitet er seine Dichtung an den Rändern mit ammbaumartig gereihten Namenschildern, denen ein zuletzt benfalls auf Petrus von Poitiers zurückgehender lateinischer ext, mit Zutaten aus der Vulgata, der Historia scholastica a., beigefügt ist; ja, nach den Büchern der Könige, mit denen as Alte Testament in dem deutschen Gedicht schließt, geht die ateinische Reihenchronik auf 6 Seiten allein weiter, um den tammbaum Christi bis auf Joseph herabzuführen. Diesen ateinischen Begleittext hat Vollmer nicht mit abgedruckt, aber der Einleitung S. 27 ff. ausgiebig verwertet. Dort geht er uch anderen mnemotechnischen Hilfsmitteln des Mittelalters ur Einprägung des Bibelinhalts nach. Da waren unter dem amen des Alexander de Villa dei weitverbreitet lateinische exameter, in denen jedes Wort fortlaufend den Inhalt je nes Kapitels der ganzen Bibel bezeichnet: Genesis 1 ist wegen es Sechstagewerks der Schöpfung einfach durch Sex aus-edrückt, Genesis 3 (Sündenfall) mit peccant, Galater 2 mit debat als Hinweis auf Petrus, der mit den Heiden speiste, w. Andere Bearbeiter haben diese einfachste Form weiter usgestaltet und übersichtlich angeordnet, damit das Auge dem edächtnis zu Hilfe kommen konnte, bis schließlich in xylo-raphischen Tafelwerken das Bild den Text ganz in den intergrund gedrängt hat. Vollmer gibt unter den 8 seinem uche angehängten ausgezeichneten photographischen Repro-uktionen das erste Bild zum Lukasevangelium aus der Ars emorandi wieder, wo der Inhalt jedes Kapitels durch eine lustration ausgedrückt ist: Luk. 1 durch den Engel, 2 durch das esuskind mit Kreuz und Beschneidungsmesser, 3 durch das aufbecken usw. Auch der Stammbaum Christi war, mit einer ülle von Beiwerk, Medaillons, Miniaturen, Stadtplänen, nnfällig und einprägsam auf großen Pergamentrollen auf-ezeichnet, von denen die fast 12 Meter lange aus der Fürst-ch Hohenzollerschen Hofbibliothek in Sigmaringen ausführlich esprochen wird.

So vermag Hans Vollmers neues Werk durch seine muster-aft hergestellten Texte im Verein mit der weite Umschau altenden, aufschlußreichen Einleitung einen starken Eindruck u vermitteln von dem unermüdlichen Eifer, mit dem das Mittelalter bestrebt war, nicht nur Geistlichen und Scholaren urch lateinische Werke, sondern jedermann aus dem Volke urch deutsche Prosa und deutsches Gedicht, durch sinnfällige lnordnung und anschauliches Bild den Inhalt seines heiligen Buches fest einzuprägen und unvergeßlich zu machen.

Hamburg Fritz Jülicher

*) In der Vulgata heißen die beiden Samuelis- und die beiden önigsbücher zusammen die vier Bücher der Könige. DH

Erwin Eckert, die Kirche, die Kommunistische Partei

1

Die Tragödie Erwin Eckerts überschreibt Freund Lehmann seinen Artikel. Tragisches ist viel im Leben und Wesen Eckerts, aber auch im ganzen Verlauf der Ereignisse dieser letzten Monate, und in den Dingen, die ihn trieben. Tragisch ist von ihm aus die Unfähigkeit, bei aller Unbedingtheit seines Handelns und Entscheidens zu verstehen, daß und warum Andere anders handeln müssen, und die Möglichkeit der Rücksicht auf sie und des Vertrauens zu ihnen zu finden. Tragisch ist von den Andern her, von Kirchenbehörden und kirchlichen Kreisen her, die Unfähigkeit, die tiefe Leidenschaft dieses Menschen zu begreifen und hinter all seiner Einseitigkeit jenes Ergriffensein von einer Aufgabe zu sehen, das man unter allen Umständen ehren, dem man dienen muß, auch unter Schwierigkeiten. Wie schwer und tragisch das alles ist, haben wir vom Vorstand des Bundes religiöser Sozialisten sehr bitter erfahren. Ich und viele Andere, wir sahen es ganz deutlich, daß wir ihn in unserer Mitte hätten halten müssen. Wir sahen, welch eine Aufgabe uns hier gestellt war. Wir fanden doch nicht den Weg, zwischen all diesen sachlichen Härten und persönlichen Mißverständnissen das zu erreichen, was wir glaubten erreichen zu müssen. Eckert ist enttäuscht und bitter von uns gegangen. Das aber ist für uns und unsern Bund religiöser Sozialisten mindestens ebenso große und schwere Tragik wie für ihn. Ebenso ist seine Absetzung und sein Austritt aus der Kirche mindestens so große Tragik für diese Kirche, vielleicht für das ganze evangelische Christentum, wie für ihn.

2

Denn Eckert hat eine Aufgabe. Er ist eine Aufgabe. Wir haben immer alle seine Engen und Härten und Wildheiten gesehen und oft mehr darunter gelitten als Fernerstehende. Aber eines wußten wir und wissen wir: Dieser Mensch ist mit der Masse des Proletariats verbunden, in einer Leidenschaft des Seins und Wesens verbunden, wie wenige, die nicht selbst Proletarier sind. Diese Verbindung eines unbedingten Christen und eines unbedingten revolutionären Proletariers gab Eckert seine ungeheure Wirkungskraft den Massen gegenüber, gab ihm die Fähigkeit, ihnen das Evangelium mit ihren Zungen in ihr Leben hinein zu verkündigen. Wer es einmal miterlebt hat, wird wissen, was das bedeutete.

Es ist die Leidenschaft des Miterlebens mit der Masse, die ihn heute in den Kommunismus treibt. Wie das kam, über ihn und uns kam, mit einer erschreckenden Plötzlichkeit, die ja in den Worten unsers Freundes Lehmann deutlich genug wird, das zeigt uns allen, welch eine Zeit es ist, in der wir leben, wie alles sich zuspitzt und zu Entscheidungen treibt. Mit angehaltenem Atem lebt jeder, der es sieht, der mit Eckert sieht, wie die Sache der Zukunft, der Masse, auf des Messers Schneide steht. Ihm scheint die Gefahr zu groß, daß es zu spät sein wird, sich zu rüsten, wenn die Sozialdemokratie so weiter alles aufbietet, sich in den Riß zu stellen, das Kommen der Katastrophe zu hindern. Er meint, man dürfe nun nur noch an die Masse, an ihre Not, ihre Zukunft, ihr Recht, ihre Lebensnotwendigkeit denken. So ging er zur Kommunistischen Partei. Man nahm ihn auf. Man spürte den restlos der Sache Hingebenen. Ob er Pfarrer und Mann der religiösen Sozialisten sei, das wollte man nicht fragen. Ein Christ, ein Pfarrer in den Reihen der Partei, in der der Haß gegen Religion und Christentum bis jetzt mit zum Wesen zu gehören schien! Dabei einer, der nicht stille ist, sondern wirkt und sich durchsetzt.

3

Aber geht das? Kann das die Kirche dulden, daß ein von ihr angestellter Pfarrer politisch für die Partei wirkt, die zugleich Kampf gegen Kirche und Christentum auf ihre Fahne geschrieben hat?

Umgekehrt wollen wir aber auch fragen: Kann, darf die Kirche etwas dagegen haben, daß einer heiß, leidenschaftlich, mitkämpfend unter denen steht, denen Not und Elend des Lebens die Seele verbittert hat, so verbittert, daß sie hassen,

hassen, selbst den Gott und den Jesus hassen, die sie nur sehen können als die Gegenstände der Verehrung derer, die das Proletariat unterdrücken? Kann es für eine Kirche irgend einen andern Gesichtspunkt geben dieser Lage, diesem Zustand gegenüber als den einen: „Gott sei Dank! Drüben, bei ihnen, mit ihnen kämpfend, mit ihnen in gleicher Glut gegen die Not angehend ein Christ, einer, der sie versteht, der den Zugang zu ihrer Seele hat und immer mehr haben wird!" Muß sie nicht stehen und vergessen, wer sie sind, wie sie sind und wie sie gegen diese Kirche kämpfen? Kann sie irgend etwas anderes sehen, als daß dort, dort am Abgrund rasenden Hasses, ein Christ sich müht? Zunächst nur so, daß er sie alle fühlen läßt, wie er zu ihnen gehört und ihr Mitkämpfer ist. Was wird daraus werden? Anderes kann doch ein Christ, eine Kirche, die Jesu Botin sein will, in solchem Augenblick gar nicht fragen.

Sie hat anders gefragt. Sie hat das getan, weil sie ja — wie wir alle es immer wieder schmerzlich erleben — gar keine Vorstellung hat von der Glut des Hasses drüben und der Tiefe der Kluft. Sie meint immer noch, einer könne jene Proletarier erreichen, der hüben steht. Deshalb ahnte sie nicht, wie verheißungsvoll groß das war, was mit Eckerts Uebertritt geschehen ist.

Sie sieht nicht, wie groß die Kluft, weil es ihr gar nicht etwas so Entscheidendes ist, was dort drüben unter diesen Proletariern und mit ihnen geschieht, weil sie gebunden ist in die Enge und Macht traditionellen bürgerlichen Denkens, dem es nur bodenlose Schlechtigkeit und Gemeinheit dünkt, daß diese Leute Bolschewisten sind. Sie sieht nicht, was unsere Schuld ist und fühlt nicht, was einer tut, der dorthin geht, und was er leidet, wenn er dort als Christ wie in der Fremde steht, der aber hinüber geht, weil er den Kampf mit ihnen kämpfen muß gegen die Not, die sie erdrückt. Die Kirche fühlt nicht, daß solcher Mann dann unsere, dieser bürgerlichen Gesellschaft Schuld auf sich nimmt und an seinem Teil zu überwinden sucht. Fördern, helfen sollten wir alle, nicht hemmen und absetzen und zürnen!

4

Aber kann es eine Hoffnung geben, daß da etwas geschieht im Sinne Jesu, wenn einer in die Kampfesreihe zu denen tritt, die gegen Glauben und Religion kämpfen? Er tritt aus Glaube zu ihnen. Als Christ glaubt er, politisch auf ihrer Seite kämpfen zu müssen, obwohl sie glauben, auch gegen das Christentum kämpfen zu müssen. Vielleicht ist dies der einzige Beweis, der zu ihren Herzen dringt und sie überzeugt, daß sie diesem christlichen Glauben Unrecht tun und ihn falsch sehen.

War es nicht in der Sozialdemokratie ähnlich? Ist es nicht noch heute vielfach ähnlich? — Wir religiösen Sozialisten haben uns nicht abhalten lassen von denen, die solch ein Zusammengehen bei den Sozialdemokraten für unmöglich erklärten. Wir haben den Beweis geliefert, daß gerade auf diese Weise etwas gewirkt wird. Gewiß, um einige Grad entschlossener und bitterer als bei der Sozialdemokratie, mit deutlicheren Worten ausgesprochen ist die Ablehnung des Christentums durch den Kommunismus. Die tatsächliche Lage ist aber dort nicht viel anders als sie noch vor zehn Jahren im Sozialismus war. Tausende, Millionen, die im Kommunismus kämpfen, sind Glieder der Kirche. Das bedeutet, daß sie zum Kommunismus gehören um ihrer politisch-wirtschaftlichen Ueberzeugungen willen, daß sie aber die letzte Klarheit über ihre religiöse Haltung noch nicht fanden. Darf hier die Kirche hemmen, hindern, abstoßen? Dann ist sie keine Botin Jesu für diese Massen. Dann hilft sie mit verdunkeln. Hilft mit, daß die vor ihr Recht behalten, die sagen: „Evangelium ist Waffe Eurer Feinde. Werft es weg!"

5

Aber man soll nicht Kampfesgenossenschaft mit diesen Ungläubigen schließen dürfen? Ja, liebe evangelische Kirche, ihr lieben Christen, die ihr so selbstverständlich meint, Christen zu sein: wie viel erschreckende Gottlosigkeit erlebe ich doch tagtäglich in eurem Kreis, in eurem Tun und Leben, vor allem auch in eurem politischen und wirtschaftlichen Entscheiden und Tun! Wie oft habe ich in den letzten Jahren die Worte gehört: „Wie soll unsere Kirche existieren, wenn die Staatszuschüsse aufhören?" Unglaube! Deutlicher Unglaube derer, die singen: „Ein feste Burg ist unser Gott!". Eckert geht heute hin, seines Gehaltes beraubt, einer von denen, die nur noch von ihrer Arbeit leben. Meint ihr, daß solcher Glaube es nicht wagen darf, neben den Unglauben zu treten und mit ihm zu ringen? Wie viel wirkliches „Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit" geht im Kommunismus mit Verzweiflung und Bitterkeit Hand in Hand! Im Bürgertum aber wie viel Sattheit und Zufriedenheit mit Kirchlichkeit! Wo ist der Glaube, der uns lehrt, zuerst zu trachten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit?

Ihr habt nicht das Recht davon zu reden, daß andere die Feinde des Glaubens seien. Wenn wir — ich sage jetzt „wir" — Glauben hätten als ein Senfkorn, dann würde es jenen Unglauben nicht geben, nicht geben können. Wenn wir Glauben hätten, dann würden wir uns nicht so angstvoll scheiden müssen von jenem Unglauben. Und ist unser Unglaube besser als der anderer Leute, weil er sich mit frommen Liedern, Gefühlen und Sitten über sich selbst täuscht, während jene Anderen nackt und bloß sich zu dem Materialismus bekennen, der unsere Zeit regiert?

Ich für mein Teil kann unserer Kirche nur deshalb angehören, weil auch ich politisch bei jenen stehe, die von diesem Unglauben und Materialismus am deutlichsten in Leiden und Not gestoßen sind. Ohne das wäre es mir eine zu große Gewissenslast, in all dieser Wortfrömmigkeit zu stehen, die so wenig Kraft wirklich gläubiger Welterfassung und Weltgestaltung in sich trägt. Würde Jesus nicht sein Wort von der Sünderin im Blick auf diese heutige Lage umwandeln? „Wer sich ganz gläubig weiß, der zwinge Eckert, von den Ungläubigen zu weichen!" Aber gerade der so sagte würde wohl auch wieder „zu Tische sitzen" wollen mit den Zöllnern und Sündern.

6

Damit stehe ich aber vor der einzigen großen Mauer, die zwischen mir und Eckert steht. Auch im Kommunismus sucht man das Heil mit dem Schwert. Das ist jedoch, sicher wo ein Christ es tut, ein Stück Unglaube. Ich kann nicht mit dem Kommunismus gehen, sondern muß mit denen gehen, die einen andern Weg suchen und fest überzeugt sind, daß es sich dem Proletariat lohnen wird, wenn es — gerade die Proletarier, gerade die in dieser ganzen Lage Gefährdetsten — mit klarer Sicherheit um Frieden und Gerechtigkeit ringt. Hier stehe ich — gerade weil ich ein Christ bin — politisch gegen Eckert. Aber gerade hier hat er ja die in der Kirche herrschende Meinung für sich. Wie leicht nehmen weite kirchliche Kreise die Frage, ob ein Christ für sein Volk und dessen Zukunft zum Schwert greifen darf! Wie furchtbar hat die nationalistische Leidenschaft Gewalt über Viele im Kirchenvolk und in den Kirchenbehörden! Gebe ich aber als Christ zu, daß ich meines Volkes Heil gegen französische Ausbeutung mit dem Schwert suchen darf, wie will ich es dem Kommunisten, der nun einmal international zu denken gewohnt ist, weigern, daß er unsers Volkes Heil mit dem Schwerte sucht gegenüber der kapitalistischen Ausbeutung, die ihn die Ursache alles grenzenlosen Jammers dünkt?

Und müssen wir nicht, um Eckerts Entschluß zu begreifen, sehen, was im politischen Leben geschieht, gerade von führenden Kreisen des Bürgertums her geschieht, von solchen, die Kirche und Christentum zu vertreten behaupten? 1919 schuf man unter Führung der Sozialdemokratie die Reichsverfassung. Die herrschende Sozialdemokratie gab ihre Alleinherrschaft auf. Nicht durch Diktatur, durch Demokratie, durch Verständigung mit allen Kreisen des ganzen Volkes sollte der Weg in die Zukunft gesucht werden. Gerade diesen Zaun, der uns vor der Gewalt eines Standes gegen den andern schützt, sucht man jetzt niederzureißen, den friedlichen gemeinsamen Weg der Demokratie in die Zukunft will man unmöglich machen.

Der Glaube der Arbeiterschaft, daß sie durch gesetzmäßige Mittel sich Zukunft und Recht und Freiheit erkämpfen könne, durch die Gewerkschaften, die Reichsverfassung, das Tarifrecht, ist heute schwer erschüttert. Der Glaube an anständige

Besinnung und an ein Rechtsgefühl, auf das man sich bei allen Ständen in gemeinsamer Arbeit an der Zukunft verlassen kann, wird vernichtet durch eine wüste Agitation und einen Terror, dessen man sich schämen muß. Hat die Kirche, haben die kirchlichen Kreise sich dieser Entwicklung zu Gewalt, Terror und Methoden des Unrechts so entgegengeworfen, wie sie müßten? Einzelne taten es tapfer. Aber die Kirche als Gesamtheit?

Und nun wächst in der Arbeiterschaft die Zahl derer, die an diesen gesetzlichen Möglichkeiten verzweifeln. Es wächst dort die Erwerbslosigkeit, die bitterste Not, in einem Maße, daß es bewundernswert ist, zu erleben, wie fest die große Mehrzahl immer noch zur Haltung der Sozialdemokratie, zu Demokratie und Reichsverfassung steht. Was sollte aber werden, wenn die Masse so zur Verzweiflung getrieben wird, daß dieser Zaun bricht? Dürfen wir einen Sozialistenführer tadeln, der es gegenüber der Haltung der Rechten nicht mehr verantworten kann, der Masse eine zurückhaltende, vorsichtige Politik des Vertrauens auf Gesetz und Gerechtigkeit allein zuzumuten? Eckert glaubt, daß solche Zurückhaltung Verrat an der Sache der Arbeiter ist. Wer trägt die Schuld an dieser Anschauung? Wer die Schuld, daß solche Meinungen im Wachsen sind? —

Und wenn nun die Kirche, während sie sich dem Terror von rechts nicht energisch entgegenwarf, der den Anfang dieser Bewegung schuf, heute den Strich gegen Eckert so rasch und energisch zieht, nimmt sie dann nicht sehr deutlich Partei? Die Kirche Jesu Christi müßte allem Gewaltgeist sich entgegenwerfen, da würde sie ein Großes tun. Die Kirche Jesu Christi dürfte sich aber gleichzeitig von niemandem scheiden. Verstehend, warnend, liebend müßte sie zu jedem stehen, der einen Weg aus Not und Schuld der Gesellschaft sucht. Warnung wäre vor allen Dingen nötig gegen jeden Gewaltgeist. Aber kann sie warnen, wenn sie einseitig warnt? Dann ist eben alles verloren.

Wie nötig wäre heute eine Kirche, die „dazwischen" stünde, die im wachsenden Kampfgetümmel den Willen zum Frieden aufrecht erhielte, die im wachsenden Kampfgetümmel jenen Glauben zu schaffen suchte, der auch beim Gegner darauf baut, daß Gottes Wort sein Gewissen rührt, wenn es aus glaubensfreuer Tat des Friedens und der Gerechtigkeit ihm verkündet wird. Wie nötig wäre eine Kirche, die nach beiden Seiten die Verbindung aufrecht erhielte, den Bürger zwänge, den Kommunisten zu verstehen und den Kommunisten zwänge, dem Bürger Achtung vor Freiheit und Gerechtigkeit zuzutrauen! Wie verhängnisvoll aber ist es, daß man auf der einen Seite fast selbstverständlich damit rechnet, daß auch die Kirche dem Klassenkampf von oben zur Verfügung stehe, und zu einem guten Teil recht damit behält! Daß von links her auf solche Haltung hingewiesen werden kann, die einem sagt: die Kirche ist auch drüben im Lager der Feinde. Als sehr bezeichnend wird jetzt Vielen auch dies gelten, daß zum Nachfolger Eckerts in seinem Pfarramt kein religiöser Sozialist ernannt worden ist, sondern ein ganz anders stehender Pfarrer, obwohl Eckert doch eine große Gemeinde solcher hatte, die gerade zu ihm als dem Führer der religiösen Sozialisten hielten, und es an religiös-sozialistischen Pfarrern, die man aus andern Orten Badens hätte nach Mannheim berufen können, nicht fehlt. Wenn man nicht die Kraft hat, „dazwischen" zu stehen, wo ist dann Kirche, die Glauben kündet, an deren Haltung man Glaubenskraft und Mut erlebt?

Gott sei Dank, es gibt solche Kirche. Die Christliche Welt und ihr Kreis, Baumgarten und sein Vortrag in vorletzter Nummer, sein und Vieler Haltung und Tun zeigen es. Und doch „die" Kirche, die Kirche, die sichtbar vor dem ganzen Volk steht, Anspruch erhebt, ihm Künderin des Evangeliums zu sein — wo ist sie? Was tut sie? Auf ihr liegt eine große Entscheidung für die Zukunft unsers Volkes. Ich fürchte, daß sie im Begriff ist, sich in diesem Volk als Künderin des Evangeliums unmöglich zu machen. Ihr und unserm Volk wäre das kein Glück.

Kiel Emil Fuchs

Der Nobel-Friedenspreis

In der Januarnummer der World to Morrow steht ein außerordentlich beachtenswerter Beitrag von Rosika Schwimmer über die falsche Auslegung von Alfred Nobels Preisbestimmungen. Sie schreibt u. a.:

Wenn die Toten sich wirklich im Grabe umdrehen, sobald ihre letztwilligen Verfügungen falsch ausgeführt werden, so hat der arme Alfred Nobel, der Stifter der größten Summe für den Fortschritt der Menschheit, keine ruhevolle Zeit!

Selten ist ein Idealist so einheitlich in seinen Gedanken und deren Ausführung gewesen, wie der große schwedische Erfinder, und selten ist der letzte Wille eines Menschen so mißverständlich ausgeführt worden. Die Grundidee Alfred Nobels war, Friedensförderer zu unterstützen, aber der Friedenspreis wird mit gänzlicher Vernachlässigung dieses Wunsches erteilt.

Bertha v. Suttner sagte mir, daß Nobel den Gedanken seiner Stiftung infolge eines Gespräches über den Frieden faßte, das er mit ihr hatte. Alfred Nobels unbedingte Ueberzeugung war, daß die Welt von Kriegen befreit werden müsse. Sein erstes Gespräch mit Bertha v. Suttner, die mit schrankenloser Hingabe dies Ziel verfolgte, beeindruckte ihn so, daß seine bis dahin unbestimmten Pläne zur Nutzbarmachung seines großen Vermögens bestimmte Form annahmen. — Er war der erste Multimillionär, der seinen Reichtum nicht als eine Familienangelegenheit ansah, sondern als ein anvertrautes Gut, das er in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen habe.

Während des fünfjährigen Kampfes, den Nobels Familie führte, um sein Testament umzustoßen, zitierte einer seiner Freunde einmal folgenden Ausspruch Nobels: „Meine Familie ist reich genug. Ich fühle keine Verpflichtung, mein Geld dem hinzuzufügen, was sie schon aufgespeichert haben. Aber ich wünsche, eine geistige Familie zu begründen, der, durch die kommenden Generationen hindurch, mein Geld die Möglichkeit geben soll, ihre besten Kräfte in den Dienst der Menschheit zu stellen —."

Das wußte er schon, ehe er Bertha v. Suttner kennen lernte, daß er sein Geld nicht seiner reichen Familie hinterlassen wollte, aber erst nachdem er Bertha v. Suttner kennenlernte, sah er klar die positive Seite seiner Idee: „Es gibt Träumer in dieser Welt, Seher von herrlichen Zielen, die zum Wohle der Menschheit erstrebt werden könnten. Aber sie leben nicht oft in äußeren Umständen, die ihnen ermöglichten, ihre Ideen und Träume in Taten umzusetzen. Die Welt aber braucht grade solche Träumer."

Alfred Nobel glaubte der Allgemeinheit am besten zu dienen, indem er besonders ausgezeichnete Menschen instandsetzte, ihre Gedanken auszuführen. Er dachte an seinen eignen harten Kampf ums Dasein, und wollte Andere davor schützen. Er dachte besonders an die „Träumer und Seher". Er wollte solchen Männern und Frauen helfen, den „Widerstand der stumpfen Welt besiegen", der Welt, die nur sehen kann, was immer gewesen ist, aber nicht, was sein könnte — — wenn nur —!

Er wollte hochbegabte Gelehrte, Dichter, Erfinder und praktische Idealisten von quälenden Sorgen befreien, damit sie ihre Ideen verwirklichen könnten. Er wollte nicht Leute bereichern, die schon reich genug waren, oder Leute belohnen, deren Arbeiten ihm gefielen. Vor allem wollte er junge Menschen vom Kampf ums Dasein befreien, um ihnen zu ermöglichen, ihre Ideen auszuführen.

Im diametralen Gegensatz zu diesen klar ausgesprochenen Absichten wird Alfred Nobels Stiftung verwendet, um erfolgreiche Berühmtheiten aller Art, besonders auf den Gebieten der Friedensarbeit und der Literatur, zu belohnen. Mit ganz wenigen Ausnahmen sind die Nobelpreise nicht an Menschen gegeben worden, die einen harten Kampf ums Dasein kämpften. Nobel wünschte Bertha v. Suttners heroischen Kampf für den Weltfrieden zu erleichtern, aber sechs Andere erhielten vor ihr den Friedenspreis, von denen nur einer, Gobat, der Schweizer Pazifist, annähernd dem entsprach, was Nobel gemeint hatte.

Gelegentlich ahnten die Preisverteiler, daß sie vom Wege abgewichen waren. Sie versuchten dann, ihre Mißgriffe zu verbessern, indem sie wohlhabenden Preisempfängern anheimgaben, den Preis weiterzugeben und sich mit der Ehre zu begnügen.

Theodore Roosevelt führte das bis zu einer absurden Handlung durch. Er gab zwar seinen Nobelpreis zur Einrichtung einer Friedenskommission, änderte aber seine Absicht beim Ausbruch des Weltkrieges, und verlangte die Summe zurück! Es klingt wie bittere Ironie — ist aber wahr — daß er dann die 150 000 Kronen, die bestimmt waren für „freie, hochbegabte, arme Kämpfer für opferwilligen Friedensdienst" — verschiedenen Personen und Organisationen überwies, die Kriegsdienst leisteten! Daß von 1914 bis 1916 keine Friedenspreise verteilt wurden, ist ein weiterer Beweis für die bedauerliche Verkennung von Alfred Nobels wirk-

lichen Absichten. Grade in den Jahren, in denen Arbeiten für den Weltfrieden auf unüberwindliche Schwierigkeiten stießen, hätten, um im Sinne Nobels zu handeln, die mutigen Kämpfer für dies Ziel treulich unterstützt werden müssen.

1931 erhielt Jane Addams den Friedenspreis. Sie hat ihn der internationalen Liga für Frieden und Freiheit überwiesen. Dies gibt ihr die Auszeichnung, die erste Preisträgerin zu sein, welche die Wahl der Preisrichter in Nobels Sinne berichtigt hat.

Nie zuvor hat die Welt unabhängige, begnadete Friedensarbeiter so gebraucht wie heute. Das Nobel-Komitee hat die Pflicht und das Glück, junge, bewährte Menschen von der Sklaverei des Broterwerbs zu befreien und ihnen die bescheidene Lebenssicherung des Nobel-Friedenspreises zu geben. Es gibt viele junge Männer und Frauen, zielbewußte Friedenskämpfer, höchst geeignet, Glieder von Nobels geistiger Familie zu werden. Wenn die Preisrichter diese herausfinden und für solchen Dienst an der Menschheit frei machen wollten, anstatt bejahrte Prominente für frühere Leistungen zu „ehren" und „belohnen", würden sie dem Weltfrieden ebenso sehr wie Nobels Ideal dienen!

(Uebersetzt von Lili du Bois-Reymond)

Bücher und Schriften

Die theologischen Voraussetzungen der Politik. Von Alfred von Quervain. Berlin, Furche-Verlag 1931. 188 S. 6, geb. 7.80 M.

Quervain sucht Prolegomena zu einer theologischen Ethik und Politik zu geben. Er geht dabei von den Gedanken der Reformatoren, wie sie die Dialektiker sehen, aus. Der Protestant dürfe auch in der Politik nie seine Geschöpflichkeit vergessen. Sie äußere sich darin, daß er sich von Familie, Beruf, Volk, Staat in Anspruch genommen und zur Entscheidung gedrängt wisse. Die Zugehörigkeit zu diesen Ordnungen sei Ereignis, nicht Zielsetzung oder Naturgeschehen. Im Anspruch habe man Gottes Schöpferwillen. Diese protestantische Haltung wird, wie Quervain im einzelnen ausführlich darlegt, weder von den liberalen, noch den sozialistischen, noch den konservativen politischen Strömungen eingenommen. Sie machen für den Menschen wie die Welt andere Voraussetzungen, haben andere Ziele. Die Kritik Quervains ist fraglos berechtigt; aber er klammert sich fast ängstlich an seinen Ausgangsbegriff der Geschöpflichkeit und lähmt dadurch seine Ausführungen. Warum benützt er nicht den Begriff der Nächstenliebe, wie ihn seine Richtung gefaßt hat, warum nicht ihre Gottesvorstellung, um die unprotestantische Haltung der politischen Kräfte zu enthüllen? Sein eigener Standpunkt erscheint so unabgeschlossen. Er verlangt vom Protestanten entsprechend der reformatorischen Ständelehre Einordnung. Aber ist damit alles gegeben, was man heute zum politischen Handeln braucht? Welche Ordnung, welcher Anspruch des eigenen Standes, welche Verhältnisse verdienen unsere Rücksicht? Der Ansprüche gibt es Tausende; welcher hat Gewicht? Daß der Begriff der Einordnung zur Grundlegung einer protestantischen Politik an sich nicht genügt, sondern der Ergänzung durch einen Natur- oder Geschichtsbegriff bedarf, hätte auch in Prolegomenen zu einer „theologischen Politik" schon angedeutet werden müssen. Oder meint Quervain, daß jeder Protestant politisch zunächst das anstreben müsse, was der Stand, in dem er steht, fordert, daß also der Arbeiter schöpfungsgemäß und grundsätzlich Gewerkschaftler, ja Sozialdemokrat oder Kommunist sein müsse, aber freilich die Zukunftshoffnungen des Marxismus und ihre letzten Ziele, ihre Ideologie, nicht teilen dürfe? Das hieße zwar nicht auf eine protestantische Haltung in der Politik, wohl aber auf eine protestantische Politik und politische Partei verzichten. Daß diese Fragen von Quervain nicht ausführlich behandelt sind, ist ein Mangel seines Buches. Man ist ihm für seinen Ueberblick über die politischen Parteien und ihre Kritik dankbar und findet sich von seinem reinen religiösen Empfinden angezogen, aber seine Sache verlangt eine kräftigere Natur und mehr theologische Selbständigkeit.

Richard Sennewald

Hitlers Weg. Eine historisch-politische Studie über den Nationalsozialismus. Von Theodor Heuß. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1932. 168 S. 2.80, geb. 3.80 M. Zweite Auflage.

Daß man nicht Geschichte der Gegenwart schreiben könne, ist falsch. Es gehört nur Ernst, Sinn, Begabung, Erfahrung und Bildung dazu. Tatsächlich geschieht es auch andauernd mit glücklichem Gelingen. Man braucht nur gute Zeitungen zu lesen: eine Fülle geschichtlicher Kenntnis und geschichtlichen Urteils begegnet einem bei unsern Journalisten. Gewiß nicht bei allen!

Das Buch von Heuß ist eine hervorragende Leistung. Gleichviel ob er seinem Helden Hitler in allem gerecht geworden ist, was Niemand so leicht wird beurteilen können. Aber die Gesamtheit des Stoffes, die Erscheinung mit ihren Vorbedingungen und ihrem Geleit ist so umfassend, eindringend und abwägend dargestellt, daß man für all die hellen Lichter nur dankbar sein kann. Wenn man die Gelegenheits-Schriften und -Reden, die, gerade auch von theologischer Seite, zur Sache erschienen sind, gelesen hat, alle mehr oder weniger apologetisch oder pädagogisch gerichtet, atmet man auf bei dieser Darstellung, die einen wirklich historischen großen Zug hat. — Mit dem vornehmen Inhalt verträgt sich schlecht das Bild Hitlers auf dem Umschlag. Sicher ist es echt, und gewiß interessiert es; aber je öfter man es sieht, desto mehr wird es einem zuwider. Und damit geschieht dem Buche Unrecht. Das Bild wirkt als Karikatur und weckt damit eine falsche Vorstellung von dem, was im Umschlag drinsteckt.

Die Schrift Heußens zu lesen hat noch ein besonderes Interesse für unsern Kreis, wenn man davon weiß, daß von ihrem Verfasser die längst ersehnte Naumann-Biographie zu erhoffen ist. Man sagt sich dann, daß er in der Tat für diese Aufgabe der Berufene ist. — Uebrigens spielt da kein Zufall. Vielleicht konnte nur eben einer von den alten Nationalsozialen diese verständnisvolle und doch kritische „historisch-politische" Studie über den Nationalsozialismus schreiben. R

Der Nationalsozialismus. Quellenkritische Studie seiner Staats- und Wirtschaftsauffassung. Von Dr. Walther Scheunemann. Berlin, Der Neue Geist Verlag 1931. 144 S. 3 M.

Eine willkommene Ergänzung zu der Schrift von Heuß bietet die von Scheunemann. Ihren zünftig nationalökonomischen Partien gegenüber unzuständig, möchte ich doch nicht zögern, sie unsern Lesern dringend zu empfehlen. Ein Kolleg wird uns hier gelesen, eine Dissertation zum Studium dargeboten, eine Untersuchung zugänglich gemacht. 310 Anmerkungen (nur Quellennachweise) begleiten die Fülle der knappen, überall zweckmäßig und belebend eingestreuten Zitate. 138 Nummern zählt das Verzeichnis der benützten Literatur. Aus dieser Schrift wird viel geschöpft werden. Kommt sie auch auf ein bestimmtes Resultat hinaus (das ich nicht verrate, das aber unsre Leser aus Nr. 11 d. v. J. kennen können), so ist es nicht das vorausgesetzte einer Polemik, sondern eben der Ertrag einer wißbegierig unternommenen Arbeit. Der Verfasser nimmt Schritt für Schritt Stellung, aber er entbehrt dabei nicht jener Objektivität, wie sie einer solchen Zeiterscheinung gegenüber möglich ist. Und er erleichtert uns das Studium durch seinen Stil. R

Christentum und Sozialismus. Quellen und Darstellungen, herausgegeben von Ernst Barnikol. Band III. Wilhelm Weitling: Klassifikation des Universums, 61 S. mit 1 Abbildung und 1 Tafel. 3.60 M. Band IV. Wilhelm Weitling: Theorie des Weltsystems, 24 S. mit 1 Tafel. 1.80 M. Band V. Wilhelm Weitling: Der bewegende Urstoff in seinen kosmoelektromagnetischen Wirkungen. Ein Bild des Weltalls, 26 S. 1.80 M. Kiel. Walter G. Mühlau 1931.

CW 1931, Sp. 430, ist bereits auf die ersten beiden Bände aufmerksam gemacht. Inzwischen legt Barnikol drei weitere Bändchen vor. In seiner Einführung zum dritten fragt er: „Ist das nicht heute weltanschaulich und in religiöser Hinsicht der Standpunkt des Sozialismus wie des Durchschnittssozialisten, hierin eine Abkehr von Marx und eine Rückkehr zu Weitling?!" Wir werden gewiß nicht zu Weitling zurück kehren können. Darin sehe ich aber das Verdienst, daß er uns heute gerade Weitling zugänglich macht. Er trägt damit bei, die Auseinandersetzung um den Sozialismus als Weltanschauung zu vertiefen. Walter Müller-Lörrach

Die Bedeutung der hessischen Renitenz für die Kirchwerdung der Landeskirchen. Von Otto Reinhold. Kassel, Neuwerkverlag 1931. 106 S. 3 M.

Mehr als die dialektische Theologie, doch nicht ohne allen Bezug auf sie, steht heute bei uns in Hessen die Theologie August Vilmars und die seines jüngeren Bruders Wilhelm Vilmar im Mittelpunkt der theologischen und kirchlichen Diskussion. Der äußere Anlaß dazu ist uns durch die im Hessenland bestehenden sogenannten renitenten Gemeinden (vgl. CW 1925 Sp. 1044 u. ö.) gegeben. Kirchenpolitisch wurde jüngst die Frage akut durch eine Eingabe von rund hundert Pfarrern der evangelischen Landeskirche in Hessen-Kassel an ihre Kirchenregierung betr. Wiedervereinigung der renitenten Gemeinden mit der Landeskirche (Ende Mai 1930). Auf Zusammenkünften und Konferenzen landeskirchlicher und renitenter Pfarrer ist die Frage in dieser Zeit mit großem Ernst verhandelt worden. Mit stark persönlichen Affekten, und darum wenig einsichtsvoll, wurde die Aussprache im Pastoralblatt für Hessen-Kassel durch einen recht umfangreichen Aufsatz aufgegriffen und ist dort inzwischen korrigierend weitergeführt worden. Eine sehr dankenswerte geschichtliche Einführung bietet die schöne Arbeit von Karl Wicke „Die hessische Renitenz, ihre Geschichte und ihr Sinn" (Bärenreiterverlag, Kassel 1930). Bezeichnend ist, daß auch die theologische Aussprache bei der Jubiläumsfeier des Predigerseminars der Kasseler Landeskirche in diesem Jahre sich eigens um Vilmars Theologie bemühte: Für Predigt und wissenschaftliche Arbeit wird Vilmar, seitdem seine letzten Schüler die Augen geschlossen haben, wieder mehr studiert als seit Jahrzehnten.

Die vorliegende Arbeit, die mit dem fressenden Eifer um die Ehre des Hauses Gottes empfangen und geschrieben ist, will in keiner Weise historisch sein. Die verwirrende Buntheit der kirchlichen Gegenwartsfragen (Kirchenordnung, Gemeinde, Bekenntnis, Sozialethik, Oekumene) wird darin mit dem Licht der Erkenntnisse Vilmarscher Renitenztheologie beleuchtet, ob sie sich klären möchte. Ein leidenschaftlicher Ruf: das historisch von der Renitenz verwaltete Erbe, das man doch nicht durch Erbschaft überkommen kann, nicht verderben zu lassen, daß die Kirche eben das sei, was sie sein

ll, nicht säkularer Zweckverband religiöser Betriebsamkeit, sondern die Kirche Jesu Christi, darin Er der gegenwärtige Herr ist. — In einem Punkt hat diese Streitschrift prophetischer Haltung in vischen eine ganz wichtige Ergänzung, Weiterführung und Korrektur erfahren: durch den Aufsatz von Wilhelm Maurer „Kirche nd Recht bei August Vilmar und für die Gegenwart" (Kassel 1931 ei Fr. Lometsch), der nicht übersehen werden darf.

Bergen, Kr. Hanau Karl Wessendorff

Das harte Geschlecht. Von Will Vesper. Berlin, Hanseatische Verlagsanstalt 1931. 310 S. Geb. 5.50 M.

Ein Buch, das uns von den Taten und Schicksalen frühgermanischer Menschen erzählt. Man fragt sich freilich, ob es noch eine Brücke von uns Heutigen zu jenen vergangenen Tagen gibt und uns jene kraftvollen Gestalten innerlich zu packen vermögen. Aber es ist wohl sicher: Wer sich in Vespers Roman versenkt und sich von der Kraft der alten Helden ergreifen läßt, der versteht, daß der Dichter uns aufrütteln will. Besonders junge Menschen werden viel Freude an der Wucht und dem Schwung dieses Werkes haben.

Josi Grabert

Die Eröffnung der Weltabrüstungskonferenz

Die Konferenz für Begrenzung und Verminderung der Rüstungen, wie man die Weltabrüstungskonferenz, genau gesagt, bezeichnen sollte, hat in einem Augenblick begonnen, in dem der Friede der Welt wieder aufs Neue schwer gefährdet erscheint. Um so mehr schauen Christen aus nach der Hilfe, die in dieser Not von Gott allein kommen kann. Das kam zum Ausdruck im Eröffnungsgottesdienst in der Kathedrale von St. Pierre in Genf, in dem der Erzbischof von York, Dr. Temple, die Eröffnungspredigt hielt über den Text: Epheser 4, 25. Die Predigt verschwamm nicht in Allgemeinheiten, sondern griff auch die politischen Probleme kräftig und konkret an. Er scheute sich z. B. nicht zu sagen, daß ein Ende gemacht werden müsse mit der Aufbürdung der Kriegsschuld auf ein einziges Volk. Die Schuld laste vielmehr auf allen und aus dieser Erkenntnis heraus müsse ein Neues geschaffen werden, das nur aus tiefster Buße und neuem Glauben an Gottes führende Macht entstehen kann.

Die sechs christlichen Weltorganisationen in Genf haben ein Komitee für die Abrüstungskonferenz gebildet mit einer besonderen Pressegruppe, die die Verhandlungen der Konferenz genau verfolgt, und die öffentliche Meinung der kirchlichen Welt auf dem Laufenden zu erhalten sucht. Dieses Komitee läßt nicht nur regelmäßige Berichte ausgehen, sondern hat auch eine Veranstaltung getroffen, wodurch dem zahlreichen herbeigeströmten Publikum jeden Tag ein sachgemäßer, orientierender Kommentar zur Konferenzarbeit dargeboten wird durch berufene Fachleute.

Die Stellung dieses Komitees für die Abrüstungskonferenz zu der so schwer gefährdeten Konferenzarbeit ist in nachstehender Erklärung ausgesprochen:

„Die Weltkonferenz für die Beschränkung und Herabsetzung der Rüstungen, die so viel Hoffnung und tätige Anteilnahme wachgerufen hat, steht am Beginn ihrer Arbeit. Sie tritt zu einem Zeitpunkt zusammen, da Ungewißheit und Pessimismus weithin vorherrschen. Die Vertreter zahlreicher Regierungen haben in jüngster Zeit erklärt, daß sie in keine bedeutsamen Einschränkungen der Rüstungen ihres Landes willigen können, wenn nicht andere Völker vorangehen. Gegensätzliche Ansichten über den besten Weg zur Abrüstung werden so hartnäckig wie nur je zuvor vertreten. Die Steigerung der nationalen Leidenschaften hat einen Punkt erreicht, wo sie zur unmittelbaren Gefahr werden. Eine Anzahl ungelöster politischer Probleme vergiften die Beziehungen zwischen den Völkern. Kräfte sind am Werk, die entschlossen sind, ein Gelingen der Konferenz zu vereiteln. Das Ergebnis von all dem ist eine allgemeine Besorgnis, daß wenig oder garnichts von der Konferenz erwartet werden kann. Gleichwohl gibt man überall zu, daß ihr Mißerfolg eine schwere Belastung der schon übermäßig gespannten internationalen Beziehungen und vermehrtes Leiden für die Völker in der Welt bedeuten würde.

Was ist in solcher Lage die Pflicht der Christen? Können sie ihr unbeteiligt gegenüberstehen? Müssen sie nicht vielmehr das Aeußerste versuchen, um eine Katastrophe zu verhüten?

Der Glaube des Christen hängt nicht ab von dem Schicksal menschlicher Einrichtungen oder Ideale, sondern allein von Gott und Seiner Macht. Er sieht den Tatsachen ins Auge, läßt aber die Hoffnung nicht fahren und bleibt von tiefstem Verantwortungsgefühl erfüllt; er will sich verwirklichen in Wort und Tat.

Darum drängt es uns, den Christen allenthalben das Gewissen zu schärfen, daß sie an ihrem Teil eintreten in den Kampf für Frieden und Gerechtigkeit, der in den kommenden Monaten ausgefochten werden wird. Laßt uns Gott um Mut bitten, daß wir uns von allen Bindungen frei machen, die Seinem Willen entgegenstehen. Laßt uns bitten, daß Er die Kirche Jesu Christi ausrüste mit prophetischer Kraft, zu den großen sittlichen Anliegen zu sprechen, die auf dem Spiel stehen. Laßt uns beten, daß Sein Wille, der uns durch den Fürsten des Friedens geoffenbart ist, geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden."

Die Konferenz scheint auch freien Organisationen ein Gehör an der Konferenz verschaffen zu wollen in einer besonderen Sitzung.

Es war ein einzigartig schöner Gedanke, dem nun beginnenden Ringen um die Fortdauer einer alten Welt die Aufführung der „Seligpreisungen" von César Franck gegenüberzustellen. Währenddem in Ostasien die Kanonen wieder losgehen und in der Konferenz die Stimme der Völker die der Menschheit wieder überschreien will, erklang in diesen herrlichen, durch Musik tief ausgeschöpften Worten der Ton der neuen Welt, die wir ersehnen. In der Seligpreisung der Friedfertigen lag wie eine Aufforderung an die Konferenz, sich auf ein höheres Niveau zu erheben, als auf das der nationalen Machtwünsche. Und allen, die gerade hier den Gegensatz zwischen Gott und Welt bis zu einer schmerzlichen Hoffnungslosigkeit empfanden, gab ein Quartett der Friedfertigen den himmlischen Trost und Glauben, den wir auch dann nicht fahren lassen dürfen, wenn die Konferenz kein großer Erfolg sein wird.

Es war bezeichnend, daß nur ein geringer Teil der Delegierten diese Aufführung, die unter Meister Barblan's Leitung stattfand, besuchte. Darunter vor allem eine Reihe angesehener Katholiken, wie Graf Apponyi und Bundesrat Motta. Es wird auch daran klar, daß der Friede, den die Christenheit ersehnt und am 31. Januar in besonderer Fürbitte in vielen Kirchen erbat, nicht von den Generälen, Ministern und Fachmännern kommt, vielleicht nicht einmal aus dem Wunsche der Völker, sondern ein Gottesgeschenk sein muß.

Genf Adolf Keller

Der Fall Eger und die Vorgänge in Halle

1. Der Fall Eger

Wenn man über den Stand der Dinge in Halle berichten soll, muß man zunächst vom „Fall Eger" reden.

D. Eger, Mitglied des Magdeburger Konsistoriums, Vorsitzender der sächsischen Provinzialsynode, in Halle — besonders durch seine Predigten — ein angesehener Mann, ist der Vorgänger des D. Dehn in seinem Amt. Er hat sich anfangs zur Kandidatur Dehns für die praktische Professur in Halle freundlich gestellt; die Wendung kam wohl nach Ablauf der Heidelberger Episode. Seit Dezember steht er im Vordergrund des Kampfes gegen Dehn. Nr. 24 der „Preußischen Kirchenzeitung" brachte einen Artikel von ihm: „Worum handelt es sich im Falle Dehn?" Etwas weniger Kollegiales, weniger dem Frieden Dienendes kann man kaum lesen. Alle Unruhe um Dehn deckt er mit seiner Autorität. „Worum es sich handelt?" Darum, daß die Studenten zu Dehn kein Vertrauen haben. Gewiß ein sehr wesentlicher Umstand. Aber kein Versuch, dieses Vertrauen zu dem doch einmal ernannten und von der Fakultät anerkannten Dozenten zu stärken oder zu wecken. Keine Spur von Güte. Keine Spur von Ritterlichkeit gegenüber dem Gehetzten.

Der Artikel ist als Flugblatt erschienen und vermutlich von der Geschäftsstelle des „Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes" in Halle noch zu beziehen. So brauchen wir ihn nicht zu analysieren, wozu auch der Raum fehlt. Das enthebt uns auch der peinlichen Verpflichtung, bei Nebenzügen zu verweilen, wie z. B. bei der kollegialen Feststellung, daß „die Zahl der Hörer seiner Vorlesung auf weit unter die Hälfte der Zahl derer gesunken ist, die anfangs bei ihm belegt haben". Tatsächlich hat er seine feste Zahl von 30 tapferen Zuhörern, die sich ja auch jüngst noch öffentlich zu ihm bekannten. Wichtiger ist uns, weil sie den Kern der ganzen Affäre betrifft, Egers Behandlung des Magdeburger Vortrags und der jüngst von Dehn veröffentlichten Dokumente.[1])

Bekanntlich ist der Vorwurf gegen Dehn, der die Studenten am meisten aufregt, der, daß Dehn unsere Toten beschimpft habe.[2]) Glaubt das D. Eger oder glaubt er es nicht? Ich für mein Teil halte es a priori für ausgeschlossen, daß ein Deutscher, und gar ein deutscher evangelischer Pastor, unsre im Kriege gefallenen Väter, Brüder und Söhne beschimpft. Dies ist der einzig mögliche Standpunkt gegenüber einem so ungeheuerlichen Mißverständnis für unsereinen. Nun aber war es D. Egers Aufgabe, wenn er der erregten Jugend zurechthelfen wollte, zu zeigen, wie

[1]) Kirche und Völkerversöhnung. Dokumente zum Halleschen Universitätskonflikt. Mit Nachwort von D. Günther Dehn. Furche-Verlag. 90 S. 2 M.

[2]) Die inkriminierte Stelle des Magdeburger Vortrags steht in der CW 1931, 5, 203.

dieses Mißverständnis möglich war. Er als wissenschaftlicher Theologe und erfahrener Praktiker war durchaus in der Lage, die Genesis der Dehnschen Formulierungen (im Magdeburger Vortrag und im Nachwort) richtig zu begreifen und zu erläutern. Sie ergeben sich durchaus verständlich aus dem Gedankengange der heute modernen dialektischen Theologie. Ueber diese Dialektik mußte D. Eger den Studenten ein kleines Kolleg lesen. Soviel Zeit mußte er sich nehmen. Und so unbelehrbar sind unsre Studenten nicht, daß sie — einer Autorität wie D. Eger gegenüber — davon nicht etwas angenommen hätten. Das aber hat Eger versäumt. So konnte es kommen, daß — wie uns bekannt ist — sein Vorgehen als direkt gegen die dialektische Theologie gerichtet aufgefaßt worden ist. Nicht als gegen den „Marxisten" und „Pazifisten" Dehn, sondern gegen den „Barthianer" [3]).

Diese Zusammenhänge aufzudecken hat Eger versäumt, und damit ist er schuldig geblieben, wozu er, wenn er einmal das Wort nahm, als theologischer Lehrer verpflichtet war.

All das berechtigt uns vielleicht noch nicht von einem „Fall Eger" zu reden. Aber nun hat Eger nicht nur einen solchen, das wankende Vertrauen zu seinem Kollegen und Nachfolger vollends erschütternden Artikel in die „Preußische Kirchenzeitung" geschrieben, sondern ein Flugblatt daraus gemacht, das nicht nur der „Sturmfahne", dem Hochschulblatt der Halleschen nationalsozialistischen Studentenschaft, beigelegt wurde, sondern in Tausenden von Exemplaren in der Bürgerschaft der Stadt Halle und an andern Universitäten verbreitet wurde. Damit hat dieser Professor der Praktischen Theologie den Weg einer Agitation betreten, der vielleicht für seinen Zweck wirksam sein mag, der aber einen Verstoß gegen die guten Sitten bedeutet. Und darum reden wir hier nicht mehr nur von einem „Fall Dehn", sondern von einem „Fall Eger".

2. Zur Sache Dehn

Die studentischen Blätter wissen davon zu sagen, daß Dehn schuld daran sei, wenn das Feuer des Aufruhrs wider ihn neu aufflackerte. Er habe den Burgfrieden gebrochen und sei damit der allein Verantwortliche für die Fortsetzung des Krieges.

Ich sehe nichts von einem solchen Burgfrieden. Die Erklärungen der Halleschen Dozenten vom 11. November und die Antwort der Hallischen Studentenschaft vom 14. können als Urkunden dafür nicht gelten. Der Jenaer Kundgebung vom 12. 11. zu geschweigen.

Tatsächlich war aber damals eine gewisse Ruhe eingetreten. Und es ist die Frage, ob D. Dehn die Veröffentlichung der „Dokumente" nicht besser unterlassen und also geschwiegen hätte. Ich bekenne mich durchaus zu dieser Meinung. Aber einmal hat es ihm an Ratgebern, die ihn zu diesem Schritt ermunterten, tatsächlich nicht gefehlt. Und sodann ist es psychologisch begreiflich, daß ein durch so viele Fegfeuer durchgetriebener Mann das Verlangen spürte, die insgemein nur halb und einseitig unterrichtete Oeffentlichkeit über das, was vorlag, besser zu unterrichten.

Ist die Sammlung der Stücke vollständig? Wie soll sie! Zeitungsberichte: da war aus allzuvielen nur eine Auswahl möglich. Briefe: Diskretion setzte Grenzen. Offizielles und Offiziöses: Fakultätsgeheimnis, Schweigegebot seitens der hohen Behörden wollten berücksichtigt sein. (Ach diese Schweigegebote!) Tatsache ist, daß Dehn Beiträge zurückgehalten hat, die viel zu seinen Gunsten bedeuten würden.

Und das Nachwort? Gewiß, mehr Charakter als Weisheit. Und Ausdrücke darin, die eben jener brüderlich-verständigen Deutekunst eines theologischen Kommentators bedürften, welche wir an D. Eger vermißt haben. Z. B. „Verzerrter Idealismus ist Dämonie". Ausgezeichnet, wenn man es versteht, wie es gemeint ist. Aber die Studenten verstehen das so, als wären sie nun für Dehn des Teufels. Ich habe schon immer meine Sorge dabei gehabt, wenn sich ein jetziges Geschlecht so für Teufel und Dämonen interessiert. Nun wirft man sich gegenseitig diese Anschauungen an den Kopf. Wir sprachen früher von Fanatismus u. dgl. Kurz, Dehn, dem es offenbar gegeben ist, mit einer gewissen Einfalt (ich meine das Wort ganz ernst) durch die Gefahren hindurchzugehen, die ihn umringen, hat nur daran gedacht, seinen Standpunkt zu bekennen. Das kann einen wiederum für ihn einnehmen, aber es ist gefährlich.

Also, unsereiner versteht schon dies Nachwort und kann seine Freude daran haben. Aber es mag wohl sein, daß das Feuer des Hasses wider Dehn dadurch neu angefacht wurde. Und wenn nun D. Eger noch seinen Eimer Oel hineingoß, war freilich vieles verdorben.

Ich möchte aber doch nicht unterlassen, pro Dehn noch Folgendes festzustellen. Seit Jahren ist er genannt worden, wenn es sich um Berufungen handelte. Natürlich für „Praktische Theologie". So in Münster, in Jena und nun in Halle. Gleichgültig, ob er wirklich auf die Liste kam. In Heidelberg führte er die Vorschlagsliste. So ganz ohne kann doch ein solcher Mann nicht sein. So ganz ungeeignet nicht für das Amt, das man ihm in Halle nun anvertraute. Setze man ihm einen „Strafprofessor" an die Seite, wenn er etwas pecciert hat! Darauf geht ja jetzt offenbar seiner Fakultät und sein eigener Wunsch. Damit diejenigen Studenten der Theologie, die nicht von ihm in die Theorie der Praxis eingeführt sein wollen, einen andern Lehrer zur Verfügung haben. Uebrigens steht ihnen auch jetzt die Auswahl offen. Lic. Gabriel hat den Auftrag, neben Dehn praktische Fächer zu lesen. Und für nächstes Semester hat D. Eger wieder angekündigt.

3. Die Studentenschaft

Wir möchten heute bei diesem Kapitel nicht verweilen. Die Vorgänge in Wien, München, Jena, Heidelberg, Halle, Berlin muß man in ihrem großen Zusammenhang sehen. Was die Organe der um die Herrschaft ringenden Richtung leisten — ob man die „Sturmfahne" liest oder unsre „Westdeutsche Akademische Rundschau" — ist von einer Ueberheblichkeit und Skrupellosigkeit, daß man sich empört abwendet. Wollte ich eine Blütenlese dessen darbieten, was da allein zur Sache Dehn sich angehäuft hat, unsere Leser würden erschrecken. Das Schmerzlichste ist die Unritterlichkeit des Kampfes. Die Gegensätze sind da und müssen ja ausgetragen werden. Warum so? Ungeduld treibt zur Gewalt. „Es rast der See und will sein Opfer haben". Heute heißt es Fascher, morgen Dehn, übermorgen Nawiasky oder Aubin; wer ist der Nächste? Niederlagen werden als Martyrien gebucht, der Tag des Vollsieges ist nicht fern: Vae victis!

Daß Leistung und Ansehen unsrer Universitäten darüber in erschreckendem Maße zurückgehen, will man nicht sehen. Und doch können sie nur in Ruhe und Zucht gedeihen. Wer in Halle Professor der praktischen Theologie sein soll, das soll heute die Gasse bestimmen? Es bleibt doch die Gasse, auch wenn sie voll Studenten ist. Ohne Bild: woher die Kompetenz? woher das Wissen? das Urteil? Man hängt von zufälligen Eindrücken, von Massenagitation, von der Leidenschaft Einzelner ab. Das alles im Zeitalter der Sachlichkeit. Und in einer Lage, wo unser deutsches Volk alle seine positiven Kräfte zusammennehmen muß, um wieder hochzukommen.

Marburg Martin Rade

Die Folgen der Überschwemmung in China

Der Rat der christlichen Kirchen in China versendet ein Heftchen, das von den Zuständen infolge der Ueberschwemmung ergreifende Eindrücke vermittelt. Sir John Hope Simpson, der Generaldirektor der National Flood Relief Commission, berichtet darin, daß enorme Gebiete noch unter Wasser sind. Das Gesundheitsdepartement hat festgestellt, daß in Nord-Kiangsu allein noch etwa 8000 Quadratmeilen überschwemmt sind. Noch jetzt strömt infolge von Dammbrüchen Wasser vom Hwai River in fruchtbares Gebiet ein. Die Leute in diesem Gebiet leben jetzt noch von früheren Ernten, die aber mehr und mehr erschöpft werden, sodaß die Hungersnot drohender wird, besonders in den nächsten Monaten. Sie wird wahrscheinlich im April ihren Höhepunkt erreichen. Man hat daher noch Monate vor sich, während welcher Anstrengungen zu machen sind, um Millionen am Leben zu erhalten.

Die Aecker und Farmen des überschwemmten Gebietes sind zerstört worden, die Farmer haben alles verloren. Sollen sie wieder beginnen, brauchen sie Hilfe für die Anschaffung von Vieh und Geräten. Saatfrucht ist spärlich. Die chinesische Regierung hat 450 000 Tonnen Weizen und Saatgetreide von Amerika beschafft. Diese können aber nicht als Saatkorn benützt werden, da sie sich nicht für den chinesischen Boden eignen, sie werden daher zum Verbrauch verteilt. Für die Speisung der Hungernden und ihre Wiederansiedlung ist vor allem Geld nötig. China selber trägt viel zur Hilfe bei, aber die Not ist ganz außerordentlich.

Es besteht nun im Yangtzekian-Tal ein Inlandsee, der etwa 900 Meilen lang und 40 Meilen breit ist. Die diesmaligen Ueberschwemmungen in Zentral- und Ostchina sind auch hinsichtlich ihrer Dauer viel größer als die früheren. Das überschwemmte Gebiet läßt sich an Größe mit England oder dem Staate New York vergleichen. Mindestens 50 Millionen Menschen sind irgendwie in Mitleidenschaft gezogen. Man wird nie wissen, wie viele von ihnen bereits umgekommen sind. Krankheiten raffen weitere Millionen dahin. Viele Millionen flohen in andere Gegenden, andere leben in höher gelegenen Tempeln, Schulen und Missionsstationen. Die Zahl der Aerzte ist ungenügend, um dem Ausbruch und der Verbreitung von

[3]) Vgl. Piper in Nr. 48 der Vossischen Zeitung vom 29. Jan. Ich denke aber nicht nur an diesen Artikel. — Nebenbei: den Leitartikel der Frankf. Ztg. 71 vom 27. Jan.: „Kolleg über Dehn" sollten unsre Leser kennen.

ankheiten zu wehren. Ueberall sind Dämme und Straßen be-
ädigt.
Die chinesische Regierung gibt sich Mühe, der Not zu begegnen.
ter dem Vorsitz von Mr. Song, dem Finanzminister, wurde die
ationale Flut-Hilfskommission geschaffen. Es wurde eine Aus-
be von 70 Millionen Dollars vorgesehen, um Hilfe zu bringen.
von sind Ende November 6 Millionen Dollars eingegangen.
s Chinese Foreign Famine Relief Committee hat bereits eine
illion ausgegeben. Außerdem wirken auch religiöse und andere
ivate Hilfsgesellschaften in kleinerem Maße mit an der Hilfe.
s wurde der Versuch gemacht, alle diese Hilfswerke zu kombi-
eren unter der Leitung von Dr. Kung, dem Industrieminister.
ne Uebersicht über die Ausdehnung des Unglücks und die nötige
lfe wurde zu erreichen versucht. Provinzial- und Lokalbehörden
richten öffentliche Werke. Die wesentliche Aufgabe ist Wieder-
rstellung der Dämme. Man sucht Nahrungsmittel, Kleider und
edizin zu verteilen. Die italienische Boxer-Entschädigung wird
r die Anschaffung von Geräten für Arbeiter verwendet. Die Auf-
ingung von Saatkorn ist besonders wichtig. Flüchtlingslager sind
richtet worden. Das gesamte verfügbare medizinische und Pflege-
ersonal des Landes wird aufgeboten, um Epidemien zu vermeiden.
irektor John Hope Simpson, der vom Völkerbund empfohlen
urde, hat als Generaldirektor der Hilfe seit dem 24. Oktober in
hanghai seine Arbeit aufgenommen. Oberst Lindbergh half durch
ine Flüge über dem überschwemmten Gebiet zur Ausführung
ner Uebersicht. Die Rockefeller-Stiftung hilft ebenfalls mit. Sehr
ichtig ist die Mitwirkung der Missionen, deren Arbeit tief ins
and hineinreicht und die den größten Teil ihrer Zeit für die
ilfe verwenden. Schulen, Kirchen und Missionsstationen sind an-
efüllt von Flüchtlingen. Diese Hilfe hat sogar zu einer Zusammen-
rbeit zwischen katholischen und protestantischen Missionen geführt.
ie christlichen Jungmännervereine haben einen besonderen Kom-
issär, Dwight Edwards, für das Hilfswerk abgeordnet. In der
lut-Hilfskommission wirken die europäischen Bischöfe Roots von
ankau und Lobenstine mit.
Um Hilfsmittel aufzubringen, erhebt China gegenwärtig einen
uschlag von 10% auf alle Eisenbahnfahrten und auf Zölle. Viel
reiwillige Arbeit wird geleistet neben dem Regierungs-Hilfswerk,
ber die Aufgabe ist so groß, daß kein Land allein genügend Hilfe
ufbringen kann. Es bedarf daher eines Zusammenwirkens des
anzen Abendlandes. Eine ganze Reihe von Komitees haben sich
aher gebildet in Amerika und Europa. Auch das Rote Kreuz nimmt
un Gaben entgegen, ebenso die Missionsgesellschaften; Sven
edin, der einem schwedischen Komitee vorsteht, sowie die Euro-
äische Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen in Genf, Post-
heck VIII 9733 (Zürich). Die Schweiz hat in den letzten beiden
ahren, als es noch um die Hungersnot in Nordchina ging, etwa
70 000 Fr. aufgebracht. Das heutige Unglück ist noch viel größer
nd verlangt eine Fortsetzung der Hilfe.

Genf Adolf Keller

Chronik

Der finnische Ausschuß zur Untersuchung des Verbots-
esetzes hat festgestellt, daß, obgleich der Alkoholverbrauch jetzt
icht größer als früher ist, die Folgen wegen des Alkoholschmug-
els gefährlicher sind. Er schlägt eine Abänderung des Gesetzes
or: Freilassung des Verkaufes von Bier mit einem Höchstgehalt
on 2,3 % Alkohol und von Wein mit 14,82 Volumprozent, Fabri-
ation, Einfuhr und Verkauf durch eine Monopolgesellschaft, Ge-
eindebestimmungsrecht. Bei der Volksabstimmung erklärten sich
ei geringer Beteiligung besonders der Frauen 18% für, 82% gegen
as Verbot. VZ 615

Die Präsidenten des ökumenischen Rats der Kirchen
ufen angesichts der Weltwirtschaftskrisis zur solidarischen Aktion
er großen Wirtschaftsvölker auf.

Die Zeitschrift „Stockholm" wird in eine vom Inter-
ationalen sozialwissenschaftlichen Institut herausgegebene Schrif-
enreihe umgewandelt.

Die deutsche evangelische Heidenmission beschäf-
gt auf 563 Hauptstationen 1435 deutsche und 9813 besoldete ein-
eborene Hilfskräfte; in 33 Krankenhäusern arbeiten 36 Aerzte.
eidenchristen über eine Million, im Taufunterricht 62 566. Mis-
onsgaben aus Deutschland 7 409 244, aus dem Ausland 1 400 000,
us den heidenchristlichen Gemeinden und Kirchen nicht ganz
000 000 Mark.

Die Arbeitsgemeinschaft der Konfessionen für
en Frieden hat am Neujahrstage an den Berliner Anschlag-
äulen einen gemeinsamen Aufruf zur Erhaltung des Friedens ver-
ffentlicht.

Die „Evangelische Zentralbank" hat ihre Zahlungen
ingestellt, gegen den Leiter der Bank, Direktor Paul Runck, ist
on der Staatsanwaltschaft ein Ermittlungsverfahren eingeleitet
orden. Der Zentralausschuß für Innere Mission ist durch den Zu-
sammenbruch sehr geschädigt und jetzt genötigt, eine bereits gezahlte Summe von einer Million Mark noch einmal zu zahlen.

„Mit dem Sturz der Fürstenhäuser hat der Antichrist die erste Etappe gewonnen." Pastor Walter Wilm (Potsdam) bei der Geburtstagsfeier Wilhelm II. seitens der Zeitschrift „Der Aufrechte". Rb 23

Für den Eintritt in Ludendorffs „Deutschvolk", die neue religiöse Organisation innerhalb des umfassenderen Tannenbergbundes, ist Kirchenaustritt Bedingung. Jeder Kultus, also auch Ersatz für Taufe usf., wird abgelehnt.

Die Zentrale des Volksvereins für das katholische Deutschland hat ein Institut für Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung zur wissenschaftlichen Klärung gesellschafts- und wirtschaftspolitischer Fragen ins Leben gerufen.

Seit Januar 1932 erscheint als Pflichtblatt der „Arbeitsgemeinschaft katholischer Deutscher" und der „Katholischen Vereinigung für nationale Politik" monatlich ein- bis zweimal für 50 Pf. die „Deutsche Volkswacht", „im Gegensatz zu der mit den Marxisten paktierenden deutschen Zentrumspartei". DEK 4

Der römisch-katholische Pfarrer Kaschny aus Waren in Mecklenburg wurde wegen Trauung eines polnischen Schnitterpaares ohne vorherige bürgerliche Eheschließung (dreimal aus dem gleichen Grunde vorbestraft) zu 200 RM. Geldstrafe verurteilt. Es wurde festgestellt, daß er sich bewußt gegen die deutschen Strafgesetze vergangen hat, weil er ein deutsches Gesetz als für ihn nicht maßgebend ansehe. DEK 4

Die Stadt Nürnberg hat den von der Staatsregierung geforderten Religionsunterricht an Berufsschulen abgelehnt, läßt dagegen freireligiösen Unterricht an Schulen erteilen. AELKZ 3

Im Kanton Waadt ist von waadtländischen Pfarrern eine neue Zeitung Messager social vaudois begründet worden. RefSchwZt 4

Pfarrer Stricker in Straßburg wurde von der Leitung der Elsaß-Lothringischen Kirche A.C. wegen der Aeußerung in einer politischen Zeitschrift, daß Frankreich die moralische Abrüstung in Europa verhindere, seinen Sieg mißbrauche und die Ursache der Schwierigkeiten in der Welt, besonders in Deutschland sei, für zwei Monate die Ausübung seines Amtes untersagt. Er hatte sich auch geweigert, einer Aufforderung des Konsistoriums, eine Predigt über den Frieden zu halten, nachzukommen („weil es hierzulande nicht erlaubt ist, die Wahrheit zu sagen").

Der Erzbischof von Paris will zur Behebung der Wirtschaftskrise 11 neue Kirchen in Paris und Umgegend bauen, wofür die Mittel durch freiwillige Sammlungen aufgebracht werden sollen.

Der spanische Ministerpräsident hat die Auflösungsverordnung für den Jesuitenorden unterzeichnet. Binnen 10 Tagen müssen 3000 Jesuiten ihre Niederlassungen verlassen, innerhalb 5 Tagen die Gouverneure der spanischen Provinzen das Inventar der Niederlassungen aufnehmen. DEK 4

Der soziale Ausschuß der christlichen Geistlichen Englands, darunter 14 Bischöfe, erläßt einen Aufruf an alle, die in England und in anderen Ländern an Jesus Christus glauben, zur völligen Streichung der Tribute und internationalen Kriegsschulden. Rb 19

Die Methodisten haben in Großbritannien und Irland um 70 000 auf 980 000 zugenommen. In derselben Zeit wurden 675 neue Kirchen und Schulen mit 100 000 Sitzplätzen eingeweiht. Seit 1901 sind mehr als 100 Zentralmissionshallen für 120 000 Personen in London und den Provinzstädten entstanden. Evangelist 2

Um die englischen Formen der Heilsarmee den schweizerischen Verhältnissen anzupassen, hat sich zu Biel in der Schweiz ein eingetragener Verein „Neue Heilsarmee" gegründet; Präsident ist ein früherer Ortsoffizier der alten Heilsarmee. Die neue Heilsarmee gibt ein eigenes Blatt „Friedensruf" heraus. DEK 3

Irland hat unter 3 Millionen Einwohnern nur noch 150 000 Protestanten, aber 1116 katholische Pfarreien mit 1044, unter Einschluß der Ordensleute 3898 Priestern. Auf den Priesterseminaren bereiten sich 2580 irische Studenten vor. Irland schickt katholische Sendboten nach England, Wales, Schottland und den übrigen Gebieten des britischen Weltreiches.

Die römisch-katholischen Priesterseminare in der Tschechoslowakei zählen zusammen 718 Theologen, wieder mehr als früher.

Die Zahl der Konfessionslosen in der Tschechoslowakei hat in den letzten 10 Jahren um 129 000 auf 854 000 zugenommen, sie nimmt in der absoluten Zahl nach Rußland und Frankreich den dritten Platz ein und beträgt 5,8% der Bevölkerung. Die römisch-katholische Kirche umfaßt 73,5% (10 833 000), die tschechoslowakische Kirche 5,4%, (793 000), die griechisch-katholische (unierte) 4% (585 000), die protestantische 5,6% (806 000), die israelitische 2,4% (357 000). Die römisch-katholische Kirche hat um 2,79%, die evangelische um 1,68% abgenommen, die anderen haben alle zugenommen.

Bei einem Weihnachtsgottesdienst in dem slawonischen Städtchen Daruvar in Jugoslawien, den der protestantische Pfarrer in seiner Wohnung hielt, weil die Gemeinde weder Kirche noch Bethaus hat, halfen Baptisten, Römisch-Katholische, Serbisch-Orthodoxe und der Präses der israelitischen Kultusgemeinde zur Ausschmückung des Raumes.

Der jugoslawische deutsche evangelische Landeskirchenrat hat eine Gesangbuchkommission ernannt und beschlossen, das „Deutsche Auslandsgesangbuch" zugrunde zu legen.

Die deutsche evangelische Kirche Jugoslawiens hat einen Zentralausschuß für Innere Mission und Volksmission eingesetzt, der am 18. Januar in Neusatz an der Donau zum ersten Male zusammentrat.

Das in CW 2 Sp. 95 erwähnte Ljubljana ist das deutsche Laibach.

Die von Warschau aus geleitete Kirche in Polen ist zu 90% deutschsprachig, dennoch überwiegt in Warschau die Zahl der theologischen Studenten, die sich als Polen bezeichnen. Trotz des unabweislichen Bedürfnisses deutschsprachiger Predigt und Seelsorge in der Kirche werden die Vorlesungen nur in polnischer Sprache gehalten.

Von Personen: Professor Hans Leube in Breslau für Kirchengeschichte nach Erlangen. Gewählt: D. Franz Leenhardt als Professor für Neues Testament an die Freie theologische Fakultät in Genf; Pfarrer D. Jepp in Braunschweig zum Direktor des Zentralausschusses für Innere Mission. Habilitiert: Garnisonpfarrer Lic. Dr. Pfarrer Werner Schütz in Berlin. Promoviert: Landgerichtspräsident von Mayer in Stuttgart von Tübingen. Gestorben: Der Direktor der Wilhelmsdorfer Anstalten Jakob Ziegler; der maronitische Patriarch Peter Elias Hoyeck in Bkerke im Libanon. E St

Verschiedenes

Von den Kreuzrittern. Französische Kreuzritter aus den protestantischen Gemeinden der Departements Haute-Loire und Haute-Ardèche in den nördlichen Cevennen haben, obgleich selbst nicht reich, an einer Reihe von Sonntagen eine Sammlung veranstaltet und das Ergebnis für erwerbslose Familien in Frankreich und in Deutschland bestimmt. So konnte der Pfarrer Perret aus Freycenet de Saint-Jeures in Haute-Loire im Dezember vergangenen Jahres die Summe von 1200 Frs. = 200 RM. an die Kreuzrittergruppe in Essen schicken, und diese hat, seiner Bitte entsprechend, dies Geld als Weihnachtsfreude und Weihnachtshilfe für Kinder arbeitsloser Familien im Ruhrgebiet verwandt. Ebenso hat die Kreuzrittergruppe in Liévin im Pas-de-Calais, die vorwiegend aus Bergarbeitern besteht, einem deutschen Kreuzritter die Summe von 100 RM. überwiesen zur Verteilung an Kinder arbeitsloser Bergarbeiterfamilien in Deutschland. — Unsere erwerbslosen Brüder und Schwestern, die mehr als wir anderen in der großen Welt-Notgemeinschaft stehen, haben hier erfahren dürfen, daß es auch eine Liebes- und Hilfsgemeinschaft gibt, die über die Grenzen hinübergeht. Wir Menschen quälen uns ab, die Zerrissenheit untereinander aufzuheben, den Haß zu dämmen, aber wir schaffen es nicht. Wo aber die Macht der Gotteskindschaft Herzen überwunden hat, da wächst neue Gemeinschaft des Friedens. Ein Stück solcher Bruderschaft mitten in einer Welt von Mißtrauen und Haß ist das Tun dieser französischen Freunde.

Essen Elisabeth Knoch

Zur Abrüstungskonferenz haben Bischof Nuelsen (Zürich) und die Distriktsvorsteher der Bischöflichen Methodistenkirche in Deutschland folgende Kundgebung an ihre Gemeinden gerichtet:

Anfang Februar 1932 tritt die erste allgemeine Abrüstungskonferenz zusammen mit der Aufgabe, die durch die Satzungen des Völkerbundes feierlich festgelegte Völker-Abrüstung zu verwirklichen. Die Verantwortung dieser Konferenz, an der die bedeutendsten Staaten der Welt teilnehmen werden, ist riesengroß. Für kein Land kann ein erfolgreicher Ausgang dieser Konferenz wichtiger sein als für Deutschland, denn Deutschland hat auf Grund des Versailler Vertrags bereits abgerüstet, so weitgehend abgerüstet, daß seine nationale Sicherheit nicht mehr gewährleistet ist, zumal seine Nachnationale Sicherheit nicht mehr gewährleistet ist, zumal da seine Nachbarn nicht ab-, sondern aufgerüstet haben und imstande wären,

Doch nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Welt ist der Ausgang der Abrüstungskonferenz von schwerwiegender Bedeutung. Als Deutschen und als Christen sollte uns daher das Gelingen dieser Konferenz am Herzen liegen. Wir sollten Gott täglich bitten, er möge die Gedanken der versammelten Staatsmänner so lenken, daß die Konferenz einen wirklichen Erfolg haben und dadurch der Friede unter den Völkern gefördert wird, damit wir „ein geruhig und stilles Leben führen können in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit" (1. Tim. 2, 2) und Gottes Wort ungehindert durch die Welt laufen kann. Wir ersuchen euch deshalb, in der Woche vom 31. Januar 1932 an diese Sache im Gebet, auch bei der Familienandacht und in besonderen Gebetsversammlungen vor Gott zu bringen, von dem allein wir die Aufrichtung eines Reiches der Gerechtigkeit und des Friedens erwarten.

Der Weltbund für freies Christentum und religiöse Freiheit hat an die Abrüstungskonferenz folgende Eingabe gerichtet: „Der Weltbund für freies Christentum und religiöse Freiheit, der aus 17 Verbänden in 13 Ländern zusammengesetzt ist und viele Millionen freisinniger Christen in der ganzen Welt vertritt, wendet sich mit eindringlicher Bitte an Ihre Konferenz, daß sie sofort die erforderlichen Schritte zur allgemeinen Abrüstung tun möge, weil jeder Schritt in höchstem Maße die Rettung der Welt aus dem heutigen ökonomischen und moralischen Tiefstand fördern würde."

Zur Geschichte des Christbaums (vergleiche CW 1931 Sp. 1091 ff., 1154 ff., 1932 Sp. 73 ff.) schreibt uns Pfarrer Mürdel in Unterregenbach bei Langenburg (Württemberg): „Wenn Liselotte von der Pfalz an Weihnachten von Buchsbaum redet, so ist das kein Erinnerungsfehler, sondern einfach Bezeichnung des Christbaums (Maienbaums). Heute noch wird der Christbaum da und dort im nördlichen Württemberg (im Hohenlohischen, in der Heilbronner Gegend) im Volksmund Buchsbaum geheißen."

Tögel hat schon in seinem Buch „Germanenglaube" (1926) den geschichtlichen Verlauf, auf den Huck jetzt einging, so dargestellt: „Geradezu ein Bruder des Christbaums ist der Maibaum, der mit Bändern und Geschenken geschmückte Baumgeist der im Frühling neu erblühenden Natur. Es war nur noch notwendig, den Frühlingsmai als Wintermai in die Häuser zu holen, um dem deutschen Volke den Weihnachtsbaum zu schenken. Diesen Schritt hat nach allem, was wir wissen, im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts das deutsche Elsaß getan — 1494 Sebastian Brant —. Man steckte also damals zum neuen Jahre in Basel oder Straßburg grüne Tannenzweige, um das ganze Jahr zu segnen, in sein Haus, so wie wir Birkenbäumchen oder Birkenzweige zu Pfingsten in unsere Häuser bringen. Die Dorfmädchen im Elsaß schmückten zum neuen Jahre den Brunnen mit einem Tannen- oder Stechpalmenbäumchen, an das sie Bänder und Eierschalen gehängt hatten, und führten um Brunnen und Bäumchen einen Reigentanz auf, genau wie man es sonst beim Maibaum tat. Das Weihnachtsfest zog auch diesen Brauch an sich. So kennt man durch das ganze sechzehnte Jahrhundert aus dem Elsaß Berichte, daß man zu Weihnachten ‚Meyen' aus dem Walde zu holen pflegte. Endlich berichtet um 1600 eine Chronik, daß am Christabend in der Herrenstube zu Schlettstadt im Elsaß ‚Meyen' aufgerichtet und mit Aepfeln und Oblaten, (d. h. Backwerk) geziert wurden. — „Um diese Zeit ist also der deutsche Christbaum zur Welt gekommen." Tögel schreibt uns dazu: „Die Erwähnung von Lichtern auf Buchsbäumchen in den Briefen der Liselotte von der Pfalz 1708 und 1711 ist mir neu, und ich freue mich dieser Erweiterung der Geschichte des Lichterbaums nach rückwärts. Von alten Zeiten her pflegte man in germanischen Landen das Weihnachtszimmer mit verschiedenen heiligen Hölzern z. B. mit Wachholder, Stechpalme, Eberesche mit roten Beeren, Mistel, Palmweidenzweigen zu schmücken. Das Wesentliche dabei ist, daß in ihnen noch mitten im Winter Leben zu spüren ist. Die Tanne oder Fichte verdrängte schließlich wohl ihre Mitbewerber, weil sie überall am leichtesten zu beschaffen ist."

Valentin Bulgakow, der letzte Sekretär Leo Tolstois, reist 15. Februar bis 1. April durch Deutschland und spricht über folgende Themen: 1. Die Duchoborzen — eine große russische Bauernbewegung. (Mit Lichtbildern.) 2. Die Vorgänger Remarques in der russischen Literatur. 3. Tolstoi — Lenin — Gandhi. 4. Das religiöse Leben in Sowjet-Rußland. 5. Die Erlebnisse der Tolstoianer in Rußland während des Weltkrieges. 6. Leo Tolstoi als Kriegsgegner. 7. Tolstoi als Privatmann. 8. Der geistige Weg Tolstois. 9. Tolstois Flucht und Tod. Alle Anfragen wegen Vorträgen sind zu richten an Hans Klassen, Heppenheim an der Bergstraße (Hessen).

Zum Streit um Dehn äußert sich mit scharfer Kritik an der dialektischen Theologie, durch deren Widersprüche der Laie sich nicht hindurchfinden könne, aber ebenso scharfer Kritik an den Methoden des Kampfes gegen Dehn, Gertrud Bäumer in der „Hilfe" Nr. 6 (Verlag von Hans Bott, Berlin-Neu-Tempelhof).

Sehr lesenswert ist ein Aufsatz D. Hans von Lüpkes „Sprengt die Ketten!" in Nr. 19 der Täglichen Rundschau (Berlin SW 11, Hallische Str. 20), ein Aufruf zum Zusammenschluß derer, die in dieser Zeit der Not mit der notwendigen Einfachheit des Lebensstils in Kleidung, Ernährung, Wohnungsbau usw. Ernst machen und vorangehen wollen.

CW Nr. 3 Sp. 98 Z. 21 v. u. f. lies: das beste Menschenwerk unter dem zernichtenden Gerichte Gottes steht, der mag sich mit solchem Eifern usw.

Versammlungskalender

24. April bis 5. Mai Laienschulungslehrgang Apol. Zentrale Spandau
12.—18. August Weltbund für freies Christentum St. Gallen
18. September Gustav-Adolf-Verein Leipzig

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 30 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 1. März

Handbuch für das kirchliche Amt
Ergänzungsheft

In Verbindung mit zahlreichen Mitarbeitern und mit Unterstützung von Superintendent Walter Buntzel herausgegeben von Prof. D. Dr. Martin Schian, Generalsuperintendent in Breslau.

64 Seiten. Gr.-8°. 1931. Preis kart. RM 3.60; geb. 4.68

Da das 1928 abgeschlossene Handbuch es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hat, über die gegenwärtigen kirchlichen Aufgaben, Arbeiten und Verhältnisse zu unterrichten, ergab sich vielfach der Wunsch, es bis an die neueste Entwicklung heranzuführen. Das geschieht in dem hier vorliegenden Nachtrag, der eine Reihe größerer und wichtiger Artikel sachlich oder durch Literaturangaben ergänzt. Dabei handelt es sich vornehmlich um Gegenstände, über die in den letzten Jahren in der kirchlichen und theologischen Erörterung viel verhandelt worden ist. Besonderes Gewicht ist darauf gelegt worden, dabei die neuesten Geschehnisse zu verzeichnen. Außerdem ist eine ganze Reihe völlig neuer Stichwörter aufgenommen, die erst in den soeben vergangenen Jahren aufgetaucht oder wichtig geworden sind. So mit bietet dieses Ergänzungsheft in aller Kürze eine sicherlich sehr willkommene Einführung in die neuesten Geschehnisse und Verhandlungen auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens, der Wohlfahrtspflege und der damit zusammenhängenden Gebiete.

Handbuch für das kirchliche Amt

VIII, 700 Seiten. Gr.-8°. 1928
Preis RM 32.04; geb. RM 35.64

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

Was ist das Bücherbesprechen schön, wenn einem solch ein Buch* auf den Schreibtisch gelegt wird! Das stellt man nicht in eine Reihe mit den andern. Ich habe gleich am ersten Tage kaum den Abend erwarten können, es den Meinen vorzulesen. Und nun wird wohl die ganze Adventszeit unter seinem Lichte stehen. Denn es ist einfach das Licht Jesu, das in die Finsternis der Welt scheint. Es handelt von einem Redakteur, der durch ein ganz einfaches Erleben aus einem Beobachter ein hilfreicher Mensch wird und dem dann im Helfen das leuchtende Wunder des Glaubens geschenkt wird. Nein, vor diesem Buche brauche ich mich nicht zu schämen zu verraten, daß ich vor herzlicher Freude geweint habe beim Lesen. Da fällt ja auf einmal alles von einem ab, was einen gefangen hielt; da wird auf einmal alles so klein und unbedeutend, was einen geschreckt hatte. Wir Pfarrer werden ja jetzt immer geplagt mit Verordnungen und Plänen zur Bekämpfung der Gottlosenbewegung. Dies Buch hat mir gezeigt, welches der einzige Weg ist: Liebhaben! Aus dem Geleitwort einen einzigen Satz: „Das Geheimnis des Erfolges der christlichen Religion ist der Verzicht auf gewaltige Reformpläne und Parteiprogramme zugunsten der Einsetzung des Hebels an der Stelle, wo allein die Welt aus den Angeln gehoben werden kann: am Menschenherzen." **Kauft dieses Buch und schenkt es weiter!**

Schöfer i. d. Hochkirche 1931, H. 12

* **Hugh Redwood: Gott im Großstadt-Elend. Ein Buch moderner Wunder.** Deutsche Ausgabe. Mit einem Geleitwort von J. F. Laun. Leopold Klotz Verlag, Gotha 1931. 2 RM.

Berliner Kirchenmusikschule Spandau, Ev. Johannesstift

Ausbildung männl. u. weibl. Kirchenmusiker, Chorleiter u. Organisten, in Verbindung mit der Evang. Schule für Volksmusik, innerhalb der Gemeinde des Johannesstiftes. Dauer 1 oder 2 Jahre. Kirchliche u. staatl. Abschlußprüfung.

Fächer: Glaubenslehre, Liturgik, Chorleitung, Sprecherziehung, Praxis der volksmusikalischen Arbeit, Improvisationslehre, Musikgeschichte usw. Theorie, Sologesang, Orgel, Klavier, Cembalo usw. — Betätigung in den Heimen und außerhalb. Der Semesterplan gibt nähere Auskunft.

Die Aufnahmeprüfung für das Sommersemester findet am 27. Februar, 4 Uhr nachmittags, statt.

Schönwald, Bad. Schwarzwald 1000 m ü. d. M.

Kurhaus Viktoria (Besitzer: Stuttgarter Jugendverein)

Das ideale Heim f. Wintersport u. Winterkuren. Gute Unterkunft bei bester Verpflegung. Fließ. Wasser. Zentralheizung. Bäder. Behagl. Räume. Alkoholfreier Jahresbetrieb. Pension von M 4.50 an bei 4 Mahlzeiten inkl. Bedienung. Verlangen Sie Prospekte.

ELSU-Stahl- u. Holz-**Betten** Schlafzimmer Stahlmatratzen
Kinderbett, Polster, Chaiselong zu jeden Teilz.
Katal. 29 frei Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.)

Haus der Christlichen Welt

Friedrichroda in Thüringen

Fernsprecher 270 Schreibersweg 6

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Garten, Liegewiese. Behaglich eingerichtete Zimmer. Bad. Gute Verpflegung. Auch sorgfältig vegetarische und diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde u. Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Leiterin Frau Blume

Im **Haus der Christlichen Welt in Friedrichroda** finden noch

zwei junge Mädchen zum 1. April Aufnahme

zur Erlernung des Haushalts und des Kochens. Preis für den sechsmonatlichen Kursus 250 M.

Anfragen an die Heimleiterin Frau **Blume**, Schreibersweg 6.

Wissen Sie schon –

daß die schönste deutsche Monatsschrift **Westermanns Monatshefte** ihren Preis nicht nur bedeutend herabgesetzt, sondern auch einen **Abonnementspreis** eingeführt hat?

Sie sparen gegenüber dem bisherigen Preise jährlich M. 3,60

Benutzen Sie diese selten günstige Gelegenheit und bestellen Sie noch heute bei einer Buchhandlung Westermanns Monatshefte. Sie werden für diesen Rat bestimmt dankbar sein.

Die Einführung des Abonnementspreises erleichtert die Werbearbeit. Werber in allen Orten gesucht

Gutschein

An den
Verlag Georg Westermann
Braunschweig

Bitte senden Sie mir unverbindlich u. kostenlos eine Probenummer von Westermanns Monatsheften mit 100 S. Text, 60 bis 70 ein- und buntfarbigen Bildern und etwa 7 Kunstbeilagen. 30 Pf. für Porto (auch Auslandsmarken) füge ich bei.

Bestellschein

An die Buchhandlung

.....

.....

Ich bestelle hiermit Westermanns Monatshefte ab Monat..... bis auf Widerruf zum Abonnementspreise von 1,70 Mark für das Heft

Ort u. Datum:.....

Name:.....

Beruf:.....

Soeben erschien:

Die unbekannten Brüder

Das ethische Problem:

Mensch und Kreatur

Von Julie Schlosser

208 Seiten. Geheftet RM. 4.80, in Ganzleinen geb. RM. 5.80

Aus dem Inhalt:

1. Ein Gebiet ohne Ethik. 2. Tierleiden. 3. Tierliebe. 4. Tierpsychologie. 5. Das Tier in der Literatur. 6. Christ und Kreatur. 7. Tierschutz und Tierrecht. 8. Die bessere Ethik. 9. Erziehung. Anmerkungen. Literaturübersicht.

Hier spricht Julie Schlosser, die Verfasserin der beiden vielgelesenen Bücher „Aus dem Leben meiner Mutter", von dem, was ihrem Leben seinen besonderen Reichtum und die beherrschende Linie gegeben hat: von der Beziehung des Menschen zur Kreatur. In ihr ist ein starkes Bewußtsein lebendig von der geschöpflichen Zusammengehörigkeit des Menschen „mit allen Kreaturen", wie sie der 1. Artikel bekennt. Und das „Seufzen der Kreatur" ist ihr besonders eindringlich bewußt geworden. Sie empfindet die Pflicht zur Ritterlichkeit dem Tier gegenüber, die zwar das Gesetz des Opfers nicht aufhebt, aber doch das edle Vorrecht des Stärkeren ist. Diese Grundeinstellung gibt ihrem Buche einen Charakter, der es weit über sentimentales Mitleid und Tierschutzbestrebungen kleinen Formats hinaushebt: es verlangt Umdenken, es fordert für das Opfer, das die Kreatur uns täglich bringt, eigenes Opfer als Gegengabe, damit nicht aus dem vielgepriesenen „göttlichen" Gesetz eine Orgie des Eigennutzes für den Stärkeren werde. Trotz der Herbheit mancher Abschnitte, die wahrheitsgemäß über das Leiden der Kreatur berichten, kommt aus dem Buche ein warmbeglückender Hauch der Verbundenheit mit der Schöpfung und mit den verachteten, vergessenen, den „unbekannten Brüdern".

*

Von Julie Schlosser erschien früher im Furche-Verlag:

Das kleine Wunder. Aus dem Leben einer Katze. Mit dem Bildnis der Verfasserin. 7. Aufl. Kasch. RM. –.90.

Aus dem Leben meiner Mutter. Band 1: Lilla Rehbinder. 11. Aufl. 204 S. In Ganzleinen geb. RM. 5.40. Band 2: Wir Beide. 6. Aufl. 248 S. In Ganzleinen geb. RM. 6.30.

FURCHE-VERLAG / BERLIN

H. W. SCHOMERUS

Ist die Bibel von Indien abhängig?

MK. 5.50

Die Frage nach der Abhängigkeit der Bibel von Indien ist neuerdings durch die Bücher der Frau M. Ludendorff und durch das Eintreten des Tannenbergbundes für die dort vertretenen Ideen plötzlich wieder akut geworden. Dies Buch ist geschrieben, um der Beunruhigung zu wehren, welche durch die Behauptung der Abhängigkeit der Bibel von Indien und den darauf sich stützenden größeren Haß gegen das Christentum, in viele Kreise getragen wurde. Dies Buch ist aber nicht nur eine einseitige Polemik gegen Frau Ludendorff, es will über die aktuelle Streitfrage hinaus in rein sachlicher Weise der Öffentlichkeit das für die Beurteilung der Frage einer etwaigen Abhängigkeit notwendige Tatsachenmaterial unterbreiten, um jeden einzelnen in die Lage zu versetzen, sich ein eigenes Urteil zu bilden.

AMMON und DOERNE

Autorität und Sünde

in der evang. Erziehung

(Sammlung „Kirche und Erziehung" Nr. 2)

MK. 1.60

Inhalt: Studienrat Ammon, Der Anspruch der Autorität. Studiendirektor Lic. Doerne, Das Wort von der Sünde in seiner Bedeutung für die Pädagogik.

Zwei grundlegende Ausführungen, welche die reformatorische Schriftbetrachtung für den evang. Religionsunterricht wirksam machen möchten. Ammon legt dar, wie das Wort Gottes inmitten einer Welt der Sünde in der evang. Erziehung Autorität gibt, ohne daß diese Autorität selbst wieder zur Sünde wird, d. h. zu einem Anspruch über Gott. Und bei Doerne wird das radikale und theozentrische Verständnis der Sünde, wie es die Reformatoren aus der Bibel gelernt haben, als entscheidendes Motiv evang. Anthropologie aufgewiesen.

FRITZ BLUM

Die Zinzendorfschule

in Neuwied

(Sammlung „Kirche und Erziehung" Nr. 3)

MK. 1.60

Eine dankerfüllte Darstellung der von Frl. von Grot geleiteten Zinzendorfschule, in welcher neue Wege christlicher Erziehung und Charakterbildung mit sichtbarem Gelingen beschritten werden. Wie der soeben verstorbene Prof. Kerschensteiner die Grotsche Methode überaus geschätzt hat, so wird auch jeder Pädagoge sich mit der Zinzendorfschule beschäftigen müssen.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN